

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1935**

1 (1.1.1935)

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

## Die badische Schule grüßt das Saarland.

Von Frh Löffler.

Als Beauftragter des Deutschen Sprachvereins, der seinen Rückhalt in den Schulen hat und haben muß, habe ich seit 1925 das Saarland betreut. Die Jahrtausendfeiern des Rheinlandes erweckten den Gedanken, von dem Reichtum und der Schönheit der deutschen Muttersprache in allem Volk zu reden. Mir wurde in Frankfurt die badische Heimat zugeteilt. Aber auf meine Frage: „Haben Sie einen Verkünder für das besetzte Gebiet?“ erhielt ich die Aufgabe, das besetzte Gebiet, zunächst die Pfalz, vorzugsweise zu betreuen. Und das habe ich seitdem getan, so viel mir Zeit und Kraft blieb.

Daß ich einen Amtsgenossen in Musbach bei Neustadt an der Saar fand, der mir freudig Vertrauensmänner in allen Städten und Städtchen der Pfalz und des von der Pfalz abgetrennten Saargebiets nannte, erkenne ich dankbar als Fügung an. Wie oft habe ich seitdem auf öffentlichen Versammlungen, in Lehrerversammlungen (Konferenzen) und in Schulen zeugen dürfen von der volkverbindenden Kraft der Muttersprache in Württemberg, im Rheinland bis zu den Rieserversammlungen in Elberfeld und Barmen, aber auch in der Pfalz und dem Saargebiet, manchmal von einer Schule zur andern, und nur dadurch war es möglich, die Stunden einzuhalten, daß ein glücklicher Amtsgenosse seinen Wagen zur Verfügung stellte.

Und heute, wo wir dem Treubekennnis des Saargebiets entgegengehen, stehen vor mir auf die vielen Lehrer aller Schulen, die meinem Wirken drüben den Weg gebahnt haben. Vor meinem Auge steht wieder der erschütternde Zeitpunkt, als in einem der schön-

sten Dörfer des schönen Warndts bei dem Blick auf die liebliche, sich unter den Fenstern breitere Landschaft zu seiner Frau sagte: „Ich fürchte, wir werden auf unsere alten Tage den Bündel noch schnüren müssen!“ Das war vor etwa acht Jahren, und der Lehrer war damals schon drei Jahrzehnte in dem friedlichen Dörfchen gewesen — er ist bald darauf gestorben. Aber die Zeiten haben sich seitdem geändert. Der Sturm der Franzosenschulen (so nennt man sie im Volksmund, „Bergmannschulen — écoles domaniales de la Sarre“ nennen sie sich selber, d. h. werden sie getarnt) ist über das Saarland gebräust und abgeschlagen worden. Von diesem Kampf und Sieg soll hier nicht des weiteren die Rede sein — jeder badische Lehrer müßte sich mit diesem Abwehrkampf vertraut machen. Nur einiges sei hervorgehoben: Beim Beginn der Besetzung sprachen es die Franzosen offen aus, sie wollten durch die Jugend das Saarvolk gewinnen. Wenn die Jugend des Saargebiets 15 Jahre lang die „französische Kultur“ kennen gelernt habe, dann sei sie für Frankreich gewonnen. Noch im Jahr 1922, am 25. Mai, erklärte der Vorsitzende des Finanzausschusses der französischen Abgeordnetenkammer, Dariac: „Die französische Politik im Saargebiet muß methodisch vorgehen und Flug, ohne voreilige Geste wie ohne übertriebene Ängstlichkeit... Eine abgestufte, geschickte, energische Politik ist nötig: die allmähliche Verdrängung der großdeutschen Beamten, die Eroberung der Schule, ein Bündnis mit der Geistlichkeit“ usw. Wie diese Vergewaltigung der Seelen vor sich gehen sollte, aber auch wie sie von dem Saar-

gebiet einmütig zurückgewiesen wurde, das möge uns Rektor Gerber sagen, der auf der saarländischen Lehrertagung 1931 erklärte: „Ist es etwa kein Druck, wenn man die frei werdenden Grubenwohnungen neuerdings stillschweigend nur solchen Bergleuten gibt, die ihre Kinder bereits in die französische Schule schicken oder doch wenigstens den Anmeldeschein für die Domanialschule zum nächsten Zeitpunkt ausgefüllt haben? Ist es kein Druck, wenn Bergleuten, die eine Grubenwohnung innehaben, gedroht wird mit Ausweis aus der Wohnung für den Fall, daß die Kinder nicht zur Domanialschule geschickt werden? Ist es kein Druck, wenn Bergleuten hier mit Entlassung gedroht wird, dort Einstellung von Nichtbergleuten erfolgt, je nachdem, ob Kinder in die französische Schule angemeldet wurden oder nicht? Es muß wahrlich schlecht um die Güte der französischen Schulen stehen, wenn ihre Werber zu solchen unwürdigen Mitteln der Auffüllung greifen müssen, und die Kinder durch Weihnachts-, Oster-, Kommunion- oder Konfirmandengeschenke anlocken müssen. Es muß wahrlich schlecht um die französische Schule stehen, wenn ihre Werber sich sogar erdreisten, Kinder der deutschen Schule auf ihrem Schulweg anzuhalten und zum Besuch der Domanialschule mit allerlei Lockungen zu veranlassen suchen!“ Ich habe mit genug Bürgermeistern, Pfarrern, Lehrern in allen Teilen des Saargebiets gesprochen, um dies Wort für Wort bestätigen zu können. Je länger die Trennung vom Reich dauerte, desto stärker ist das Gefühl der unlöslichen Verbundenheit geworden. Ich bin in höheren und Volksschulen gewesen, als Deutschland den 85. Geburtstag seines Zindenburg feierte,

und da Lehrer und Schüler Bilder Zindenburgs und Gedichte und Zeitungsausschnitte von seinem Besuch in Trier mitgebracht hatten, wurde die „deutsche Unterrichtsstunde“ des „Gates aus dem Reich“ wie von selbst zu einer (von der Regierungskommission verbotenen) Zindenburgfeier. Ich bin auf der Amtsstube eines Verantwortlichen am 1. Mai 1933 gesessen, als fernmündlich Anfragen von Schulleitern und Lehrern kamen, wie sie sich verhalten sollten: Lehrer und Schüler wollten den ersten deutschen Mai wie in Deutschland als schulfreien Tag feiern. Da erging die Antwort, die dann auch in der Zeitung bekannt gegeben wurde: Wir fühlen und feiern als ein Teil Deutschlands. Und als gar ein Angstherr fragte, was geschehen solle, er habe eine Anzahl (vielleicht Kommunisten- oder Separatistenkinder), die darauf beständen, Unterricht zu haben, hieß es kurz: „Wegschicken! Die deutsche Mehrheit entscheidet.“

Ich denke an die Heimatsstunde in der großen Festhalle des Gymnasiums in Völklingen, dem Reich Hermann Köchlings, als ich — vor vielen Jahren — zum erstenmal tief ergriffen das Saarlied hörte, das seitdem ein Bestandteil unser aller, ein Lied des deutschen Volkes geworden ist. Mit den Worten des deutschen Dichters Paul Warncke, die er den deutschen Saarvereinen gewidmet hat, grüßen wir unsere Volks- und Amtsgenossen an der Saar:

Schwört und spricht:  
Recht bleibt recht,  
Wahr bleibt wahr.  
Deutsch die Saar!

## Hans Franck Heimat und Dichtertum.

Fünzig Morgen der deutschen Erde, der mecklenburgischen Heimat, gehören mir. Sie sind in schweren Jahren erarbeitet, erspart, erkämpft, erhungert worden und bilden nun die unerschöpfliche Quelle alles wahrhaften, dauernden Glückes. Das Haus selber, das dritte der Gebäude auf unserm Fleckchen Erde, das auf drei Seiten von Wasser und Wald umgeben ist, horstet in den Bäumen. Der äußere und innere Zugang zu ihm ist nicht ganz leicht. Man muß schon die Flügel lupsen, wenn man bis zu ihm gelangen will. Ist es seltsam, daß im allgemeinen Tiere dafür eine größere Geschicklichkeit und Beharrlichkeit zeigen als Menschen? Tatsache jedenfalls: Auf dem „Frankenhorst“ spielt sich der bedeutsamere und ungetrübtere Teil unseres Lebens nicht mit Menschen ab, sondern mit Tieren und mit Bäumen und Blumen, mit Wolken und Winden, in Garten, Acker und Wiese, auf, am und im See.

Denn die Heimat, in der das Dasein um so reicher und vielfältiger wird, je einsamer und einfacher man es führt, ist in unfaßbarem, in unbestimmbarem Maße für mich zu einem Teil meines Selbst geworden.

Darin drückt sich nicht etwa Flucht vor der Wirklichkeit und dem Dinglichen aus. Ich hab' draußen in der sogenannten Welt meinen Mann gestanden, zehn Jahre als Volksschullehrer in Hamburg, und sieben Jahre als Dramaturg Louise Dumonts in Düsseldorf. Dies letztere Amt ist von mir zu einer Zeit, wo der Dramaturg eine mehr oder minder überflüssige, ja lächerliche Figur war, in einer Weise geführt worden, die vieles von dem Gegenwärtigen vorwegnahm. Ich brauche wohl nur daran zu erinnern, daß wir als erste Bühne im Reich den „Einsamen“ des damals noch gänzlich unbekanntem Hanns Johst aufführten und, was mehr besagen will, durchsetzten.

Aber für jeden, der seine Lebensaufgabe nicht in der Umgestaltung, der Änderung der Wirklichkeit, sondern in ihrer Gestaltung und Läuterung sieht, kommt die Stunde, in der sein Werk ihn so ganz hinnimmt, daß daneben in seinem Dasein nichts mehr Raum haben kann und darf. Dann tritt nach den Jahren des Bestimmtwerdens die Frage der selbsttätigen, selbstbestimmten Lebenshaltung vor ihn hin. Als sie für mich da war, diese Entscheidungsstunde, beschloß ich — der Mecklenburger —, nach dem Süden, nach Bayern, zu ziehen. Ein Haus am Ammersee wurde besichtigt und für gut befunden. Alle Abmachungen waren getroffen. Nur eines mußte noch geschehen: den Namen unter das sorgsam vorbereitete, in allen Teilen anerkannte Schriftstück setzen. Aber dies Letzte, dies scheinbar Winzige, vollbrachte ich nicht. Ich ließ den Verkäufer samt Haus und Kaufvertrag sitzen und fuhr davon. Er hat mich sicher bis auf den heutigen Tag nicht begriffen. Ich aber begriff. Es gab für mich als Mensch und als Dichter nur eine lebenswerte Lebensmöglichkeit: die Rückkehr in die Heimat, die Verwurzelung in dem Boden, der mich gebar. Gewiß, Sebber hat in Wien gelebt, nicht in Hamburg oder gar in Meldorf oder Wessellburen. Aber ob es nicht doch in ihm manche Verkrampfungen gelöst, manche Übersteigerungen zurechtgerückt hätte, wenn der Boden der Heimat seinem Menschtum und seinem Künstlertum zur Nahrung geworden wäre? Allerdings Johannes Brahms hat seine entscheidenden Werke in Wien geschaffen und ist dort ein waschechter Norddeutscher geblieben. Aber ob nicht doch, wenn man statt eines Drittrangigen ihn, seinem Wunsch gemäß, zu rechter Zeit nach Hamburg als Dirigent und Chorleiter berufen hätte, seine Musik gelöster und überquellender geworden wäre? Ein guter Freund von mir behauptet freilich immer wieder, gerade unter Hinweis auf Sebber und Brahms, ich hätte an den Bodensee gehört statt an den Ziegelsee; aus der Ferne sähe man klarer als aus der Nähe, aus der Sehnsucht heraus gestalte man reicher als aus dem Besitz. Es gelte nicht, jene Eigenheiten und Besonderheiten, die, wenn nicht das Werk, dann doch die Wirkung Sebbers und Brahmsens gefährdeten, durch das Leben in der Heimat zu erhalten, sondern sie zu entfernen, abzuschleifen, um aus einem Mecklenburger, Hamburger oder Dithmarscher ein wahrhafter, ein ganzer Deutscher zu werden. Wer will in dieser Frage Recht sprechen? Wahrscheinlich läßt sie sich theoretisch und allgemein überhaupt nicht beantworten, sondern nur praktisch und persönlich.

Meine durch die Tat bekundete persönliche Antwort lautet: In demselben Maße, wie wir der Welt nur dadurch wahrhaft dienen können, daß wir im vollsten und reinsten Sinne Deutsche sind und immer mehr werden, können wir dem Deutschtum nur dadurch in seiner Entfaltung nutzen, daß wir unser Stammestum rein und reich erhalten. Ich sage mit vollem Bedacht: und reich. Denn man verstehe mich beileibe nicht da-

hin falsch, als wolle ich einer Kirchturmkultur, einer Heimatkunst im überwundenen, abgestandenen Sinn das Wort reden. Der Heimat gehören nur die Wurzeln, sie allerdings ganz. Stamm jedoch und Krone des Menschentums und Künstlertums müssen sich über das im engeren Sinne Heimatliche hinaus in das Deutsche, in das Welthafte erheben. Aber Deutschland, die Welt kommen mit ihrem Atem, der sich gerade heute nur zu oft zum Sturm steigert, in die verborgensten Winkel.

Sieht man es so, führt man sein Leben nach diesen Grundsätzen, dann ist das Dasein in der Heimat durchaus nicht, wie man auf den ersten Blick meinen kann, leicht und mühelos. Denn dort will man meistens gerade das Enge, Abschließende, will man Überbetonung des Besonderen, Zufälligen, verlangt Rühmen um jeden Preis. Und der dilettantische Pfuscher, der den Leuten nach dem Maul redet, steht hoch im Ländchenkurs, während der aufrichtige Dichter, der die Ganzheit des Lebens gestaltet und vor Kritik — um der Besserung, keineswegs um des Absprechens willen — nicht zurückscheut, nur zu oft das Wort vom Vogel, der sein Nest beschmutzt, hören muß und reinstes Wollen mit Beschimpfung und Verdächtigung „belohnt“ sieht. Insbesondere ist in Norddeutschland die Verwechslung von Niederdeutsch und Plattdeutsch unausrottbar, so daß als Heimatdichter immer wieder fragwürdige Gestalten gelten, die weder ein Anrecht auf den Ehrennamen Dichter besitzen, noch fähig sind, die Heimat in ihrer Vielfältigkeit zu umfassen.

Aber wem es um das Werk geht, nicht um die Wirkung, wer sich einer höheren Instanz verantwortlich fühlt als den Funktionären der Zeit, der kommt mit dem Leidvollen und Schweren, das ihm die Heimat bereitet, um des unermesslichen Segens willen, den sie ihm spendet, sehr viel leichter zurecht, als nicht nur die andern, sondern er selber es für möglich hielt. Es ist schon so, wie ich es einmal in Versen faßte:

Und liebest du die Heimat auch,  
weltwärts gewendet das Gesicht,  
kannst scheiden dich von Baum und Strauch,  
von deiner Heimat nicht.

\*

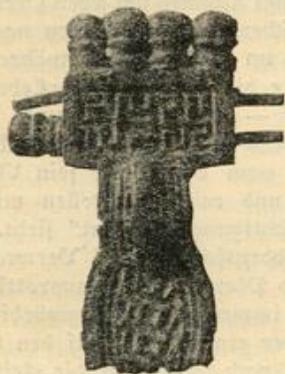
Nachwort der Schriftleitung: Wir machen in diesem Zusammenhang die Amtsgenossen gern aufmerksam auf den erweiterten Lebensabriß von Hans Franck selbst unter der Überschrift „Wesen und Wirken“ in seiner (als Lesestoff für O II sehr geeigneten) Novelle „Fort damit!“ (Reclams Universalbibliothek Nr. 7235). Was Hans Franck in dieser Novelle gestaltet hat, ist der beste Beleg zu seinem obigen Bekenntnis über das Verhältnis zwischen Heimat, Deutschtum, Menschentum. Wir haben nicht viele solcher Lesestoffe aus dem volkskundlichen Gebiet, die sich so unmittelbar für den Unterricht eignen.

# Eugen Fehrle **Hakenkreuze bei den Alemannen.**

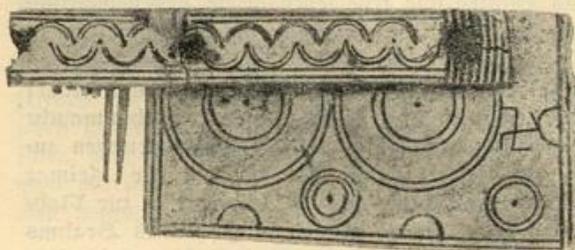
Das Hakenkreuz ist seit über dreitausend Jahren bei germanischen Völkern nachweisbar als ein Heilszeichen. Ein Überblick über seine Geschichte zeigt, daß dieses völkische Sinnbild der Germanen und ihrer arischen Bruderstämme öfters als Kampfzeichen im Ringen um die Behauptung gegen fremde Angriffe galt. Deshalb ist es verständlich, daß gerade hier in der Südwestecke des germanischen Raumes, beim Ale-

mannenvolk, mehrfach Hakenkreuze gefunden worden sind.

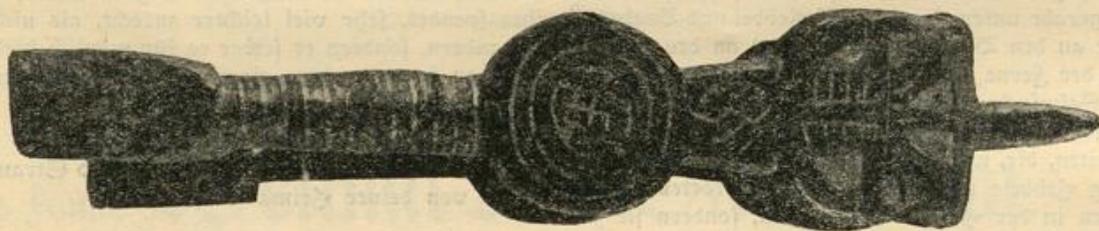
Ich gebe einige Beispiele aus dem 6. bis 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Diese Bilder sind meinem Aufsatz über das Hakenkreuz in der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde“, Jahrgang 1934, entnommen. Dort werden Sinn und Geschichte des Hakenkreuzes behandelt.



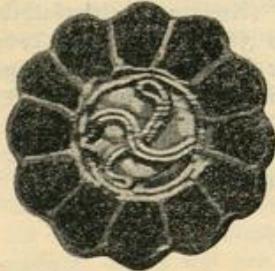
Fibula aus Mengen (bei Freiburg), gefunden auf dem Acker des Altbürgermeisters Reiß, neben alemannischen Gräbern.



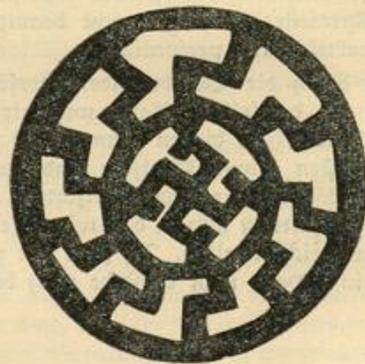
Kamm aus einem alemannischen Grab. Der Inhaber oder die Inhaberin hat das Hakenkreuz, das nachträglich in den Kamm eingeritzt ist, wohl als ein Schutzzeichen aufgefaßt.



Sporn aus Eisen mit Silbertauschierung aus Hintschingen, Amt Engen (Badisches Landesmuseum).



Scheibenfibula aus Binningen, Amt Engen. Gold mit Almandinen. Das Hakenkreuz in filigran aufgelegt.



Hakenkreuz aus einem alemannischen Friedhof (Staatliche Altertümersammlung Stuttgart).

Das Hakenkreuz als Sinnbild der sich bewegenden Sonne geht zurück auf alte Volksbräuche, die wir ebensolange beobachten können wie das Hakenkreuz selbst, d. h. bis in die germanische Frühgeschichte. Auch diese Bräuche haben sich im alemannischen Gebiet seit ältester Zeit erhalten. Am alten Fastnachtsonntag, d. h. am Sonntag nach Fastnacht, brennen weithin durch das Land Höhenfeuer, oder Holzscheiben werden glühend gemacht und in großem Bogen über eine Anhöhe hinweggeschleudert. Das ist ursprünglich ein Glückwunsch für den bevorstehenden Sommer: so wie das Feuer über die Gemarkung hin leuchtet, so soll die Sommer-sonne bald scheinen und Segen bringen.

Das Hakenkreuz als Abbild der sich bewegenden Sonne ist nicht nur ein Glückszeichen für den Jahreslauf, seine Bedeutung hat sich erweitert, es wurde allgemein Heilszeichen. So kann auch sein Urbild, die glühende Scheibe, dem Glück eines Menschen zugeordnet werden. Das kommt zum Ausdruck in den Sprüchen, die im alemannischen Volke beim Scheibenschlagen üblich sind. Im Markgräflerland sagt man:

Schibi, Schibo,  
Wem soll die Schibe goh?  
Die Schibe soll der N. N. goh:  
Goh't sie nit, so gilt sie nit.

Das Glück eines Menschen ist also mit dem Fliegen der Scheibe verbunden. Fliegt sie in schönem Bogen, so ist dem Bedachten das Glück hold und seine Ehre groß; fliegt sie schlecht oder gar nicht, so ist das peinlich. Deshalb beugt man vor und sagt: Goh't sie nit, so gilt sie nit.

Daß dieses Scheibenwerfen seinem Ursprung nach eine kultische Handlung ist, kann man aus alten Belegen und aus der Art ersehen, wie heute noch der Brauch

gehandhabt wird. Die Ausübung der Volksbräuche, die auf Erneuerung oder Erhaltung des Lebens der Volksgemeinschaft hinielen, gehen von der Jungmannschaft des Dorfes aus. So dürfen heute noch an manchen Orten, z. B. in Buchenbach, Amt Freiburg, nur Burschen, die über 18 Jahre alt sind, an der Feier teilnehmen. Vor dem Fest wird der Scheibenvater bestimmt; er leitet die Feier und wirft die erste Scheibe.

Das religiöse Empfinden bei diesem germanischen Brauche hat sich auch in christlicher Zeit erhalten. Man betet vor Beginn des Scheibenschlagens. In Buchenbach gehen Burschen in einer Reihe hintereinander mit brennenden Kerzen in der Hand, den Sinnbildern des Lebenslichtes. Damit zünden sie die Keiswellen an, die vorher aufgeschichtet worden sind. In diesem Feuer werden die Scheiben glühend gemacht. Beim Anblick der glühenden Scheiben stärkt sich die Zuversicht, daß das Leben sich erneuert und Freunden, dem Volke und der Heimat das Glück blüht.

Der mit solchen Bräuchen verbundene Glaube entspricht germanisch-deutscher Eigenart. So wird das aus den Bräuchen gewordene Sinnbild, das Hakenkreuz, als Zeichen völkischer Art empfunden. Wenn unser Altmeister Hans Thoma den germanischen Gott Wotan darstellte, so gab er ihm dies Sinnbild. Schon Radierungen Thoma aus dem Jahre 1913 zeigen Wotan mit Hakenkreuz. Das hier wiedergegebene Bild, das ich dem Verlag Bruckmann in München verdanke, geht zurück auf eine Radierung Thoma aus dem Jahre 1916.

Hakenkreuz und Scheibenschlagen zeigen, daß unsere Vorfahren Bauern waren. Denn nur aus bäuerlichem Empfinden und Denken sind Brauch und Sinnbild zu verstehen.



# Emil Winkler Erkenntnis und Erlebnis in der Sprache.

**W**ill man Ernst machen mit der wahrhaft hohen Aufgabe, durch unsere Sprache unser Weltbild in seiner Wurzelverbundenheit mit unserem Volkstum lebendig zu erhalten, so wird man einige Grundtatsachen des Sprachlebens nie aus dem Auge verlieren dürfen. Eine davon sei hier erörtert<sup>1</sup>. Wir gehen von zwei Grenzfällen: der Feststellung etwa einer mathematischen Wahrheit auf der einen, irgendeinem lyrischen Gedicht auf der andern Seite aus. Bei der mathematischen Wahrheit („bei einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate der beiden Schenkel“) kommt es ganz und gar nur auf sie selbst an. Wer immer sie ausdrückt und in welcher Sprache es geschieht, ist letztlich gleichgültig. Das Zeichengebilde, in dem sie geprägt ist (etwa  $a^2 + b^2 = c^2$ ), verschwindet hinter dem Sachverhalt, hinter der Erkenntnis, die es bezeichnet oder meint. Deutsch oder französisch ausgedrückt, die Erkenntnis bleibt dieselbe. Und die Rolle des Zeichens ist erfüllt, sobald die Wahrheit dem Leser oder Hörer Bewußtseinsbesitz, eben Erkenntnis geworden ist.

Ganz anders der andere Grenzfall. Es ist fast ein Gemeinplatz zu sagen, ein echtes lyrisches Gedicht sei nur dasjenige, in dem das Ich, das unendliche, wallende, ziellos verströmende, unbegrenzte Ich des Dichters sich ausdrückt; das Lied, in dem seine Seele, sein Innerstes und Reichstes für immer und jederzeit erfüllbar leben<sup>2</sup>. Eine solche Behauptung enthält, sieht man näher zu, deren zwei. Die eine betrifft die Seelenlage, aus der heraus der Künstler sein Lied erschafft, also eine Frage des dichterischen Ausdrucks. Sie kann hier abseits bleiben. Die zweite aber betrifft die Immanenz des Kunstwerks: im Liede lebe, jederzeit und für jedermann erfüllbar, für jedermann erlebbar, jeglicher Reichtum der Seele. In dieser eigenartigen Fähigkeit erlebt zu werden, liegt das Wesen der Lyrik, das Wesen wohl der Kunst überhaupt. Und in diesem Sinne ist die Rolle eines Gedichtes, eines Kunstwerkes, nie erfüllt; besteht sie doch wesentlich darin, sich stets zu erneuern.

Zwischen den zwei Polen: Erlebnis und Erkenntnis verläuft das Schicksal der Sprache. Jedes Sprachgebilde ist aus einem Erlebnis geboren. In der Sprachschöpfung kristallisiert sich das Erlebnis in und an bestimmten begrifflich-gedanklichen Gebilden; das form-

lose seelische Erleben hebt sich in den Strom des begrifflichen Denkens. Die Art, wie es im Begriffe sich ausprägt, aber macht die „innere Form“ des sprachlichen Gebildes aus. In den Sprachgebilden „Mäuseöhrchen“ (*Myosotis*) und „Vergifmeinnicht“ erscheint eine und dieselbe reale Begebenheit (die bekannte Pflanze) aus zwei ganz verschiedenen Erlebnishaltungen heraus begrifflich erfaßt und bewältigt. Die innere Form „*Myosotis*“ verrät eine im Augenblick der Sprachschöpfung mehr aufs Anschauen, die innere Form „*Vergifmeinnicht*“ eher eine aufs Sentimentale, aufs fabulierende eingestellte Erlebnislage ihres Urhebers. Denn „innere Form“ ist nichts als das Nachleben des sprachlichen Schöpfungsaktes in dem zum Verständigungszeichen und Verkehrsmittel gewordenen Sprachgebilde; sie ist das persönliche und das völkische Geburtsmal unserer Sprachmittel. An eben den inneren Formen aber haftet oft für ungezählte Generationen von Sprachgenossen neue erlebnisweckende Kraft. Sie, durch die dem Leser oder Hörer des Wortes (oder jeglichen Sprachgebildes überhaupt) eine ganze Welt von (an das Wort oder an das Gebilde gebundenen) Gefühlen und jeglichen Seelenregungen lebendig werden kann, gilt es zu erhalten. Sie wesentlich bildet den „Stilwert“ (wenn man will: den lyrischen Wert) des betreffenden Gebildes.

Sobald aber das Sprachgebilde, noch umweht vom Hauch der Schöpfungstunde, aus der Welt der Seele und der Gefühle hinaustritt in das praktische Leben der Volksgemeinschaft, in seine soziale Alltagsfunktion, ändert sich sein Bild. Das Gebilde muß Vermittler von Erkenntnis, theoretischer oder praktischer, doch jedenfalls eindeutiger, werden. Aus dem sprachlichen Denken erhebt sich das „reine“ Denken. Das innere Gesetz des Denkens, Ordnung und fortschreitende Abstraktion, wird wirksam. Aus dem sprachlichen Gedanken läßt sich der „reine“ Gedanke abstrahieren als das vom sprachlichen Gebilde „Bedeutete“. Das Gebilde will, was der Sprecher meint, dem Hörer klar umgrenzt zum Bewußtsein bringen. Es wird verstandesmäßiger Bedeutungsträger, reines Zeichen für Gedachtes oder gar (mittelbar) für die Gegenstände der Erscheinungswelt. Die Worte „Mäuseöhrchen“ oder „Vergifmeinnicht“ werden für die Verständigung zwischen den Sprachgenossen erst brauchbar, wenn sich mit beiden eindeutig der von der Sachbeobachtung her gewonnene Begriff der betreffenden Pflanze verbunden hat, sie derart also Erkenntnisträger und Erkenntnisvermittler geworden sind. Die inneren Formen mit ihren Erlebniswerten müssen dabei zurücktreten. Die „Bedeutung“ (im gegebenen Falle: der botanische Begriff der betreffenden Pflanze) bedroht die inneren Formen denn auch so-

<sup>1</sup> Vgl. Verfasser, Grundlegung der Stilistik, 1928 (Welschlag und Klasing); Sprachtheoretische Studien, 1933 (Gronau, Jena); Aus dem Denksystem des französischen, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, 54, S. 423 ff.; Sprachtheorie und Valéry-Deutung, ebenda, 56, S. 329 ff., 57, S. 230 ff.

<sup>2</sup> E. Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk, 1923, S. 312.

lange, bis sie sich ganz an deren Stelle gesetzt hat, die innere Form und ihr Stilwert tot sind. Das Wort ist dann ein Zeichen fast in der Art der mathematischen geworden. Für den des Lateinischen oder Griechischen wahrscheinlich unkundigen Gärtner, der sich gleichwohl der botanischen Namen bedient, dürfte das Wort *Myosotis* auf diesem Punkte angelangt, d. h. ein Wort von eindeutigen Erkenntnis, aber kaum mehr fühlbarem inneren Formwert geworden sein. (Was nicht ausschließt, daß es für ihn sehr wohl irgendwelche *se k u n d ä r e n* Erlebniswerte besitzen kann, die uns hier aber nicht beschäftigen sollen.)

Eine Sprache, die bloß ihre inneren Formen lebendig erhielt (wenn dies möglich wäre), wäre unfähig, als Mittlerin der geistigen Verständigung zwischen den Sprachgenossen zu dienen; ihre soziale Funktion wäre zum mindesten aufs schwerste gehemmt. Eine Sprache dagegen, die nur Erkenntnis vermitteln wollte, geriete auf den Weg, ein abstrakt-mathematisches Zeichensystem zu werden — für viele (z. B. wissenschaftliche) Zwecke zweifellos ein erstrebenswertes Ziel, doch um die Hingabe wie vieler unendlich tiefer und wertvoller Erlebnisreichtümer erkauft!

Was hier nun an dem einfachen Beispiel einer Pflanzenbezeichnung angedeutet wurde, gilt für alle Sprachgebilde, für den Schatz an Wörtern ebenso wie den an grammatischen Formen, Tempora, Modi und allen sonstigen Spracheigentümlichkeiten. Nur ist die Wissenschaft noch nicht überall zu den notwendigen Unterscheidungen gelangt. Hier harret noch ein weites Feld der Erforschung.

Unsere Schulsprachen haben z. B. alle mehrere Zeitformen der Vergangenheit, das Lateinische ein Perfectum und ein Imperfectum, die romanischen Sprachen dazu noch ein zusammengesetztes Perfectum, unser Deutsch das letztere und ein Imperfectum. Als die syntaktische Forschung seinerzeit ihren Aufschwung zu nehmen begann, sah sie die Sprache durchaus rationalistisch als verstandesmäßiges Gebilde; demgemäß suchte sie auch die Unterschiede zwischen den verschiedenen Zeitformen der Vergangenheit in (verstandesmäßig erkennbaren) Unterschieden im Verlauf der von den betreffenden Zeitformen bezeichneten Vorgänge: sie lehrte (unterstützt z. T. von den überlieferten Termini der antiken Grammatik), das lateinische (und das romanische) Imperfectum diene zur Bezeichnung der unvollendeten, der wiederholten Handlung, des dauernden Geschehens, eines Nebenumstandes usw., das Perfectum zur Bezeichnung der vollendeten Handlung, des einmaligen, zeitlich umrissenen Geschehens, des Hauptereignisses. Wo eine einleuchtende Begründung unmöglich war, stellte zur rechten Zeit ein gelehrter Name sich ein. Num dubitas id me imperante facere, quod iam tua sponte faciebas? heißt zu deutsch bekanntlich: zögerst Du wirklich auf meinen Befehl zu tun, was du schon aus eigenem Antrieb tun wolltest? Das Imperfectum faciebas läßt sich weder als Bezeichnung einer dauernden, noch einer wiederholten, noch einer unvollendeten, noch sonst einer Handlung, noch als Bezeichnung eines Nebenumstandes deuten, weil die Handlung ja überhaupt nicht eingetreten ist. So nannte man dieses Imperfectum ein Imperfectum de conatu und war damit zufriede-

den. — Das zusammengesetzte Perfectum einiger unserer heutigen Sprachen freilich widerstrebte von vornherein ähnlich rationalistischer Deutung.

Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Vergangenheitsformen (wenigstens des Lateinischen und der romanischen Sprachen) erklären sich für alle Verwendungsfälle zwang- und restlos, sobald man sich von dem Irrtum freimacht, als seien in den Tempora verstandesmäßig erkannte (oder erkennbare) Unterschiede des Geschehens selbst festgehalten. Davon kann keine Rede sein. Höchstens, daß das einfache Perfectum (franz. passé défini) das Tempus der rein erkenntnismäßigen, leidenschaftslosen Feststellung des Vergangenen als eines Vergangenen ist (ohne weitere Unterscheidung daran; woraus sich sein Stilwert klarer Sachlichkeit ergibt). Imperfectum und zusammengesetztes Perfectum aber spiegeln verschiedene Weisen, die Vergangenheit nach- und neu zu erleben. Das zusammengesetzte Perfectum (*j'ai perdu*) ist das Symbol lebendiger Gegenwartsbezogenheit; Gegenwartsbeziehung verstanden als eine seelische Haltung des Sprechenden, als ein seelischer Trieb, die vergangenen Dinge ins Gegenwartserleben hinein-zuziehen. Das Imperfectum hinwiederum ist die Zeitform liebevoller Versenkung, stimmunghafter Einfühlung in das Vergangene. Es ist eine der Psychologie wohlbekannte seelische Erscheinung. Die Seele verläßt ihre Gegenwartsphäre, sie versenkt sich in das, was war. Der Sprecher, der zum Angeredeten sagt: ... quod iam tua sponte faciebas, schweift ins Gewesene, zu jenem Augenblick zurück, da dieser zu erkennen gab (sagte, dachte, erklärte): „ja, ich tue es“ (auch wenn er es dann nicht tat). Das lateinische (und romanische) Imperfectum ist ein Musterfall von Erlebnis in der Sprache. Allerdings wirkt auch hier das Gesetz der Verbegrifflichung: die Erkenntnis bricht in die Erlebnissphäre ein und ist daran, alle Macht an sich zu reißen. In so und so vielen Fällen mag das romanische Imperfectum wirklich bereits ein vom Verstand als dauernd oder wiederholt oder unvollendet erkanntes Geschehen „bedeuten“.

Die Wissenschaft hat sich auch lange um die Frage bemüht, warum man im Französischen wohl en été, aber au printemps sage. (Daß hier vor allem romanische Beispiele erörtert werden, findet seine Erklärung darin, daß der Verfasser Romanist ist.) Da au hier altem en le entspricht, führt die Frage auf diese zurück: warum bei printemps Artikel, bei été (automne, hiver) nicht? Ohne Zweifel liegt auch hier der Gegensatz von Erkenntnis und Erlebnis in der Sprache vor. Es läßt sich fürs Französische bei aller Verwischung, die der Gebrauch mit sich gebracht hat, noch nachweisen, daß der Artikel das Zeichen einer bestimmten Erlebnishaltung, nämlich des Gerichtetseins des Sprechers auf den gemeinten Gegenstand, besonders auf die Dingerscheinung dieses Gegenstandes, ist. Er ist der Ausdruck einer Art inneren Anschauens, während abstrakt-begriffliches Denken ihn entbehrt oder vermeidet. Nun ist die Einteilung des Jahres gerade in vier Jahreszeiten aber sicherlich eine Angelegenheit der abstrakten, mathematisch-astronomischen Errechnung, sozusagen der reinen Erkenntnis, en été (automne, hiver) daher

leicht verständlich. Aber die Jahreszeiten des natur-nahen Menschen sind nicht die vier. Seine Jahreszeiten sind die Zeiten der zahlreichen und verschiedenen ländlichen Arbeiten oder der Kirchenfeste, und er bezeichnet sie danach, was sie für sein Erleben sind, nicht nach Erwägungen des abstrakten Erkenntnisstrebens. So mag, weil hundertfältige Arbeit (Bodenbearbeitung, Aussaat usw.) den abstrakten Begriff eines astronomischen Frühlings praktisch sprengte und aus dem Bewußtsein drängte, den Franzosen das lateinische *ver* einst verlorengegangen sein. Erst ein halb sentimentales Verhältnis zur Natur, die aus dem Winterschlaf erwacht, zeitigte wieder „Frühlings“-begriffe: *renouveau, nouveau temps, bon temps, printemps* (*primum tempus*), und aus derselben konkret-anschauenden Erlebnishaltung des Sprechers heraus, aus der sie entstanden sind, verbanden sie sich mit dem Artikel. Wir haben mit *en été* (*hiver, automne*) gegen *au printemps* also sozusagen zwei Schichten des Denkens vor uns: theoretisch-abstraktes, rein erkenntnistheoretisches Denken, das das Jahr säuberlich in vier Teile teilt: *ver, aestas, autumnus, hibernum tempus* — und konkret-anschauendes, erlebnismäßiges Denken, für das der Frühling *le renouveau, le nouveau temps, le printemps* ist. Die Ausdrücke der ersteren Denkschicht haben den Artikel nicht, die der zweiten haben ihn. In der Entwicklung der französischen Schriftsprache nun hat die anschauende Schicht die abstrakte an einer Stelle durchbrochen: das konkrete *printemps* (mit Artikel) ist an die Stelle gerückt, die das abstrakte *ver* (ohne Artikel) nicht zu halten vermochte. Mag auch *au printemps* heute längst eine rein erkenntnistheoretische Bezeichnung geworden und damit wieder in gleiche Reihe mit *en hiver* (*été, automne*) getreten sein — lebendiges Sprachempfinden wird den inneren Formunterschied zwischen *en été* und *au printemps* gewiß noch irgendwie verspüren.

Je näher man zusieht, als desto größer erweist sich die Zahl der sprachlichen Erscheinungen, die nur von der

Erlebnisseite her verstanden werden können. So widerstrebt, um noch ein letztes Beispiel kurz zu erwähnen, der Begriff des „Satzes“ hartnäckig jeglicher Definition, solange man den Unterschied zwischen Satz und Nichtsatz von der Erkenntnisseite her erfassen wollte, d. h. im Satz den Träger bestimmter Erkenntnisvorgänge sah. In Wahrheit aber ist der Satz ein Stück Erlebnis in der Sprache; denn er ist nichts anderes als aktive Stellungnahme, nichts anderes als ein Stück lebendiger seelischer Dynamik.

Vieles, was näher auszuführen wäre, konnte hier nur angedeutet werden. Doch dürfte die grundsätzliche Wichtigkeit der Unterscheidung von Erkenntnis und Erlebnis in der Sprache immerhin klar geworden sein. Der Schule aber obliegt es, die Sprachbildung der ihr anvertrauten jungen Volksgenossen nach beiden Seiten hin zu entwickeln: hin zu klarer Vermittlung klarer Erkenntnisse durch die Sprache und hin zur Lebendigerhaltung all der besonderen, einmaligen Erlebnisreichtümer, die unsere Sprachen bergen. Vieles von diesen Reichtümern, das bereits verschüttet, der Rationalisierung voll verfallen erscheint, wird durch geschichtliche Hinweise und durch sorgsame Pflege des Sprachgefühls mit neuem Leben erfüllt werden können, so und so viele bereits erstorben scheinende innere Sprachformen werden dann neu erwachen.

Aber keines von beiden, weder Erkenntnis noch Erlebnis, soll auf Kosten des andern sich entwickeln. Wem seine Muttersprache am Herzen liegt — und ihr vor allem wollen wir ja dienen —, wer zu innerst überzeugt ist von ihrer Bedeutung für unsere Weltanschauung, muß vollends beides wollen: daß sie wie je und immer Schöpferin, Fördererin und Vermittlerin vollgültiger, über die Grenzen unseres Volkes hinausdringender Erkenntnis sei — aber auch lebendig bleibe in ihrer besonderen Eigenart, unsere besondere Erlebnisweise uns unverfehrt erhalte. In der Spannung zwischen dem Erkennen und dem Erleben liegt unsere deutsche Kraft.

## Partei und Staat. Von Reichsminister Dr. Frick.

Aus: Deutsche Verwaltung, früher Mitteilungen des Reichsverbandes der akadem. Finanz- und Zollbeamten, Nr. 11, vom 20. November 1934.

Nach der großen Rede, die der Führer auf dem Parteitage 1934 in Nürnberg gehalten hat, brachten die Zeitungen die Schlagzeile: „Die Partei befiehlt dem Staat!“ Das Wort ist in dieser Form alsbald ein geflügeltes geworden und hat, wie es bei derartigen allgemeinen Formulierungen ja häufig der Fall ist, die verschiedenartigsten Vorstellungen

erweckt. Vor allem haben viele daraus die Parole entnommen, daß nunmehr die Parteidienststellen den staatlichen Behörden vorgesetzt seien. Wenn es auch eigentlich selbstverständlich war, daß dies nicht gemeint sein konnte, so war es doch außerordentlich zu begrüßen, daß die sich in den Köpfen so Vieler festgesetzte Meinung durch eine Rede richtig gestellt

wurde, die Reichsminister Dr. Goebbels im Auftrage des Führers am 13. Oktober 1934 auf dem Gau-tag der NSDAP., Gau Groß-Berlin, gehalten hat. Reichsminister Dr. Goebbels führte — in völligem Einklang mit der Auffassung des Führers selbst — folgendes aus:

„Oft werde die Frage aufgeworfen: Kommandiert der Staat die Partei oder befiehlt die Partei dem Staat?

Oft wird das Wort, das der Führer auf dem Nürnberger Parteitag gebrauchte, nicht nur falsch kommentiert, sondern auch falsch zitiert. Der Führer hat nicht gesagt: die Partei befiehlt dem Staat, sondern: Nicht der Staat befiehlt uns, sondern wir befehlen dem Staate.“

Das heißt: Wir Nationalsozialisten sind damit beauftragt worden, den Staat zu regieren und zu befehlen. Der oberste Führer der Partei ist das Oberhaupt des Staates, viele Reichsleiter sind Reichsminister.“

Damit ist klargestellt: eine irgendwie geartete Anweisungsbefugnis von Parteidienststellen gegenüber staatlichen Behörden besteht nicht. Die staatlichen Behörden erhalten vielmehr ihre Weisungen lediglich und ausschließlich von ihren vorgesetzten Stellen und sind nicht befugt, sich der Verantwortung für ihre Handlungen dadurch zu entziehen, daß sie sich in bequemer Weise auf eine Anweisung einer Parteidienststelle berufen. Umgekehrt ist es selbstverständlich, daß auch die Parteidienststellen in ihrem Wirkungskreis keinerlei Anweisungen von irgendwelchen Behörden anzunehmen haben, sondern auch ihrerseits wieder nur den Vorgesetzten innerhalb der Partei zu Gehorsam verpflichtet sind.

Dieses Nebeneinanderbestehen der Parteiorganisation und der Behördenorganisation bedeutet aber nicht, daß beide sich fremd gegenüber stehen. Dagegen schützt schon allein die Tatsache, daß das Amt des Führers der Bewegung untrennbarer Bestandteil des Amtes des Staatsoberhauptes des Deutschen Reiches ist. Der nationalsozialistische Geist der Bewegung wird vielmehr in den staatlichen Behörden dadurch zur Geltung gebracht, daß eine steigende Anzahl von Parteigenossen und gerade der alten Kämpfer in den Staatsbehörden tätig sind oder diese leiten. So wird für eine Einheitlichkeit der Auffassungen in der Parteiorganisation einerseits und in dem staatlichen Behördenapparat andererseits gesorgt. Soweit sie hier und da noch nicht hergestellt ist, kommen wir dem Ideal jedenfalls immer näher, je mehr die junge, nationalsozialistisch geschulte Generation die alte, in der Vergangenheit wurzelnde ablöst.

Zur Beurteilung des Gesamtverhältnisses von Partei und Staat muß man ausgehen von der gesetzlichen Regelung, die diese Frage bereits durch das „Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat“ vom 1. Dezember 1933 gefunden hat. Es wird hier ausdrücklich von einer Einheit gesprochen. Wir haben es also bei Partei und Staat nicht mit jeweils verschiedenen Dingen zu tun, sondern verschieden sind nur die Parteiorganisation und die Behördenorganisation. Der Staat hingegen ist be-

grifflich das beide Umfassende. Der Staat ist der Oberbegriff. Er ruht bildlich gesprochen auf zwei Säulen, nämlich der Parteiorganisation und dem Staatsapparat. Darin ist die besondere Festigkeit des nationalsozialistischen Staates begründet.

Wenn man noch von einem Problem sprechen will, so liegt dieses lediglich in den Zuständigkeitsabgrenzungen. Die staatliche Behördenorganisation war früher die einzige Organisation, auf der der Staat ruhte. Infolgedessen hat diese einen Totalitätsanspruch auf Erledigung aller Angelegenheiten, die im Staate vorkommen. Die Parteiorganisation umgekehrt hat ebenso einen Totalitätsanspruch auf Behandlung aller Fragen, die politisch sind. Es ist selbstverständlich, daß sich hieraus Überschneidungen ergeben müssen. Die Frage läßt sich aber an Hand der bisherigen Gesetzgebung ohne weiteres klar lösen. Die einzelnen Funktionen, Aufgaben und Pflichten der staatlichen Behörden sind nach wie vor in der Gesetzgebung festgelegt und nicht beseitigt worden. Deswegen dürfen die Parteidienststellen auch, wie allseitig anerkannt ist, keine unmittelbare Exekutive vornehmen. Täten sie es, so hätten wir ein unheilvolles Nebeneinanderregieren und Doppelarbeiten auf allen Gebieten. Auch würde es der Partei als solcher nicht entsprechen, wenn sie Arbeiten erledigen wollte, für die die Behörden da sind, und sich so in einzelne Fragen des täglichen Verwaltungsbetriebes verlieren würde, was den Verlust des weiten weltanschaulichen und politischen Blickfeldes zur unausbleiblichen Folge haben müßte. Ihre Aufgabe ist vielmehr, wie es in dem „Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat“ heißt, „die Trägerin des deutschen Staatsgedankens zu sein“. Der deutsche Staatsgedanke ist aber die nationalsozialistische Weltanschauung und ergibt sich aus ihr. Die Aufgabe der Partei ist es daher, in allen Zeiten die nationalsozialistische Weltanschauung zu bewahren und sie zum dauernden Gemeinbesitz des Bewußtseins aller Deutschen zu machen.

Das Recht weist zwei Seiten auf. Es hat seine Quelle in dem Volksgesist und findet seinen formulierten Ausdruck in den Gesetzen. Diese nationalsozialistische Auffassung steht im Gegensatz zu der liberalen Lehre des Positivismus, wonach der Buchstabe des Gesetzes allein Quelle des Rechtes wäre. Dies bedeutet im Grunde nur das Eingeständnis, daß der liberale Staat auf keiner geschlossenen Weltanschauung beruhte. Wenn wir aber die schon in der Zeit der deutschen Romantik vertretene richtige Auffassung vom Recht auch hier bei der Frage nach dem Verhältnis von Partei und Staat anwenden, so erscheint uns die Partei als Hüterin der ewigen Wahrheit der nationalsozialistischen Weltanschauung mit der Aufgabe, den Volksgesist rein zu halten und nationalsozialistisch zu leiten. Aus dem nationalsozialistischen Bewußtseinsinhalt der Volksgemeinschaft nimmt sich der nationalsozialistische Gesetzgeber, Verwaltungsbeamte und Richter die Idee, die er jeweils in der Gesetzgebung, dem Verwaltungsakte und dem Richterspruche in die Wirklichkeit umsetzt. Ein Staat aber, dessen Handlungen in stetem Einklang mit der politischen Willensrichtung und dem Geiste des Volkes stehen, wird für alle Zukunft unüberwindlich sein.

# Ernst Abbe.

Zur 30. Wiederkehr seines Todestages. / Von Sigmund Fröhner.

Am 14. Januar 1935 jährt sich zum 30. Male der Todestag Ernst Abbes. Als er im Januar 1905 in Jena die Augen für immer schloß, trauerten Wissenschaft und Technik, aber auch die Arbeiterschaft, aufrichtig um den Heimgang dieses großen und seltenen Menschen. Schon als im Frühjahr 1903 Ernst Abbe von der Leitung der Carl-Zeiß-Werke, zermüdet von übermenschlicher Arbeit und von seelischen Kämpfen, zurücktrat, hatte ihn die Belegschaft seines Werkes durch einen Fackelzug spontan gefeiert, und am Sarge des Großindustriellen hielten seine Arbeiter Tag und Nacht die Ehrenwache.

Was veranlaßte die Arbeiterschaft, in solcher Weise einen Fabrikherrn zu ehren? — Wer war Ernst Abbe, und worin bestehen seine Verdienste? —

Auf diese Frage werden nur wenige unserer Schüler, ja es werden nicht allzu viele erwachsene Volksgenossen eine Antwort geben können. Und doch ist das Leben und Wirken dieses Mannes in wissenschaftlicher wie in rein menschlicher Beziehung von solcher Bedeutung, daß es gerade in der heutigen Zeit unserer heranwachsenden Jugend nähergebracht werden sollte.

Nun, Ernst Abbe war der Sohn eines Fabrikarbeiters, war ein bedeutender Physiker, war Großindustrieller und ein Sozialreformer. Abbe war Kämpfer! Kampf war sein persönliches Leben, Kampf sein wissenschaftliches Streben, Kampf auch war sein Eintreten für eine menschenwürdige, auskömmliche und rechtlich sichergestellte Lebensgestaltung seiner Arbeiterschaft. Ernst Abbe war ein Charakter! Grund genug, in unserer heutigen Schule sich mit seinem Denken und Wirken näher zu befassen.

Es sei daher versucht, aus dem Leben und Schaffen dieses Mannes das zusammenzutragen, was dem Gefühlsleben und dem Verständnis unserer Jugend entspricht und im Unterricht ausgewertet werden kann.

Ernst Abbe wurde am 23. Januar 1840 als Sohn eines einfachen Spinnereiarbeiters in Eisenach geboren. Das kümmerliche Leben im Elternhaus und die menschenunwürdige Ausnützung der Arbeiter in den damaligen Fabrikbetrieben, in denen 14 bis 16 Stunden ohne Pause, ja selbst ohne Mittagspause, gearbeitet werden mußte, machten auf den hageren, schwächlichen Jungen tiefen Eindruck und beeinflussten in entscheidender Weise seine späteren Handlungen und Entschlüsse. Er erzählte in späteren Jahren, daß sein Vater, eine kräftige, hühnerhafte Gestalt, schon mit 48 Jahren in Haltung und Aussehen ein Greis gewesen sei. „Ich selbst habe als Junge zwischen fünf und neun Jahren jeden Tag abwechselnd mit meiner um ein Jahr jüngeren Schwester, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht

war, und die Mutter den sehr weiten Weg dann selbst machte, meinem Vater das Mittagsbrot gebracht. Und ich bin dabeigestanden, wie mein Vater das Mittagsbrot, an eine Maschine gelehnt oder auf eine Kiste gekauert, aus dem Henkeltopf mit aller Hast verzehrte, um mir dann den Topf geleert zurückzugeben und sofort wieder an seine Arbeit zu gehen.“

Nur durch fremde Hilfe war es der armen Familie möglich, den aufgeweckten Jungen die Realschule besuchen zu lassen. Er lohnte es mit Gewissenhaftigkeit, Fleiß und glänzenden Leistungen. Schon in diesen jungen Jahren beschäftigte und beunruhigte ihn innerlich die Beobachtung, daß unbegabte Kinder die höhere Schule besuchen durften, während manchem begabten Arbeiterkind die Mittel zum Vorwärtskommen fehlten. Auch diese Einsicht war nicht ohne Einfluß auf sein späteres Handeln.

Für uns Lehrer ist es bemerkenswert, daß in jenen Jahren ein ministerieller Erlaß gestattete, „aus der Prima solche Schüler mit dem Zeugnis der Maturität für die Universität zu entlassen, welche sich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften widmen wollen; und zwar wenn und solange die Überzeugung besteht, daß sie in der genannten Klasse die dazu nötige Vorbildung empfangen haben“. — Infolge seiner Begabung, seines Fleißes und seiner ganzen ernstesten Lebensauffassung, nicht zuletzt auch durch die verständnisvolle Förderung seiner Lehrer, war Ernst Abbe der Erste seiner Schule, der auf Grund dieser Verfügung schon aus der vorletzten Klasse zur Reifeprüfung zugelassen wurde. Seine Prüfungsergebnisse zumal auf mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiet waren so hervorragend, daß der Rektor in seiner Entlassungsansprache hervorhob, daß seit Bestehen der Anstalt noch kein Schüler solchen Lobes würdig war wie Ernst Abbe.

1857 bezog Abbe die Großherzoglich Sachsen-Weimarsche Landesuniversität in dem stillen Jena, das damals noch keine 7000 Einwohner zählte. Seine wirtschaftliche Lage war mehr als bescheiden. Der Vater konnte ihm von seinem geringen Lohne als Fabrikarbeiter kaum etwas zukommen lassen. Aber das hielt den jungen, vorwärtsstrebenden Sohn nicht zurück. Er mietete ein kleines, billiges Zimmer, für das er mit Frühstück im Semester nur  $3\frac{1}{2}$  Taler zu zahlen hatte, da es wegen des Ungeziefers von anderen Studenten gemieden wurde. Aus Sparsamkeit lebte er völlig zurückgezogen und widmete sich nur seinen Studien. Die glückliche Lösung einer akademischen Preisaufgabe brachte ihm 70 Taler ein und machte die maßgebenden Kreise auf ihn aufmerksam, so daß ihm ein Stipendium gewährt wurde, das ihn der bittersten Not enthob. Seine große Freude an technischen Dingen und der Wunsch, sich praktisch zu betätigen, führ-

ten ihn mit dem Universitätsmechaniker Carl Zeiß zusammen, der ihm gestattete, in seiner kleinen Werkstatt zu arbeiten. Als Entgelt hierfür beriet der junge Student den einfachen, aber tüchtigen Mechaniker beim Bau seiner optischen Instrumente.

Die damals überaus bescheidenen Verhältnisse im Lehrbetrieb der Universität Jena ließen in Abbe bald den Wunsch nach einem Wechsel der Hochschule wach werden. Mächtig zog ihn Göttingen an, wo bis vor kurzem Karl Friedrich Gauß, der Fürst der Mathematiker, gewirkt und den Ruf Göttingens in der ganzen wissenschaftlichen Welt verbreitet hatte. Im Frühjahr 1859 siedelte Abbe nach Göttingen über. Er saß zu Füßen des berühmten Physikers Wilhelm Weber und hörte den bedeutenden Mathematiker Riemann. Bei Weber und Riemann erwarb er auch die Doktorwürde durch eine glänzende Arbeit über die „Erfahrungsmäßige Begründung des Satzes von der Äquivalenz zwischen Wärme und mechanischer Arbeit“. Nach kurzer Assistententätigkeit an der Sternwarte in Göttingen und einem Vortragswinter in Frankfurt a. M. ließ er sich als Privatdozent für Mathematik und Physik an der Universität Jena nieder. Sein früherer Lehrer, Professor der Mathematik und Physik, Geh. Rat Snell hatte sich für ihn eingesetzt. Nun begann für ihn der alte Kampf mit der Geldnot von neuem. Seine Einkünfte als Privatdozent waren äußerst gering. Ein Darlehen von 1000 Gulden, das ihm Frankfurter Freunde gewährt hatten, schmolz immer mehr zusammen. Und Abbes akademische Laufbahn hätte sicher durch diese unerquicklichen äußeren Umstände ein frühes Ende gefunden, wenn sich nicht befreundete Professoren der Hochschule seiner angenommen und beim Ministerium eine außerordentliche Unterstützung für ihn erwirkt hätten. 1870 wurde Abbe zum außerordentlichen Professor ernannt, 1871 vermählte er sich mit der jüngsten Tochter seines ehemaligen Lehrers, des Geh. Rats Snell. Abbes erster Kampf, der Kampf mit der äußeren Not, war damit beendet. 30 Jahre wirkte er an der Universität Jena.

Ein neues, geistiges Ringen sollte bald einsetzen. Seine Liebe zu praktischer Betätigung führte ihn bald wieder mit dem Universitätsmechaniker Zeiß zusammen. Zeiß, ein einfacher, aber vorwärtsstrebender Mechaniker, baute einfache Mikroskope. Damals tastete man im Mikroskopbau noch im Dunkeln. Man schliß Linsen nach Gutdünken und suchte durch Probieren ihr bestes Zusammenwirken. Zeiß war sich der Mängel seiner Erzeugnisse wohl bewusst. Sie genügten nicht mehr den wachsenden Ansprüchen der Naturwissenschaft. Er wollte bessere Apparate bauen, aber ihm fehlte die wissenschaftliche Vorbildung dazu. Auf der Suche nach einem geeigneten Physiker wandte er sich nach einem ersten Mißerfolg an den jungen Abbe und machte ihm den Vorschlag, mit ihm zusammen zu arbeiten. Und Abbe nahm das Anerbieten an. Es war im Jahre 1866. Damit war der Grund gelegt zu einer glänzenden Entwicklung der wissenschaftlichen Optik, aber auch zum Aufstieg der kleinen optischen Werkstatt zum Weltunternehmen der Zeißwerke, das Kriegs- und Nachkriegszeit überdauerte und noch heute in der Aufwärtsentwicklung begriffen ist.

Wohl hatte schon Josef von Fraunhofer vor ungefähr einem halben Jahrhundert die wissenschaftlichen Grundlagen zum Bau von Fernrohren geschaffen. Im Mikroskopbau, bei dem es sich um kleine Linsensysteme und kleinste Objekte handelt, lagen die Verhältnisse jedoch anders. Abbe rechnete jahrelang, während sich im Mikroskopbau nichts änderte. Endlich nach zwei Jahren hatte er ein Verfahren der theoretischen Vorausberechnung aller Teile eines Mikroskops erfunden. Die Umsetzung in die Praxis zeigte aber, daß die nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten konstruierten Mikroskope schlechtere Bilder gaben als die früher gebauten Instrumente. Es war das für Abbe eine tiefe Enttäuschung. Man kann es Karl Zeiß nicht hoch genug anrechnen, daß er in diesen Tagen den Glauben an Abbe, daß der Techniker das Vertrauen zur Wissenschaft nicht verlor. Erschöpften sich doch bei den vielen vergeblichen Versuchen allmählich auch seine nicht sehr erheblichen Geldmittel. Es ist überhaupt ein Glück für die Wissenschaft wie für unsere ganze Kultur, daß diese beiden so grundverschiedenen Männer durch ihre glückliche Charakterveranlagung so einträchtig zusammenarbeiteten. Achtete Zeiß in Abbe den gewissenhaften, kenntnis- und ideenreichen unermüdbaren Wissenschaftler, so verstand es Abbe in seiner hohen Bescheidenheit und Herzensbildung, Zeiß zu belehren, ohne ihn seine wissenschaftliche Überlegenheit je fühlen zu lassen.

Der unentwegten Forschungsarbeit Abbes erschloß sich endlich die Ursache seines Mißerfolges. Sie lag in der Wellennatur des Lichtes, in der Außerachtlassung der optischen Beugungsercheinungen. Mikroskope können nicht nach den Gesetzen der geometrischen Optik allein gebaut werden. Nach diesen Gesetzen liefert eine Linse ein um so schärferes Bild, je enger die Blende ist, durch die das Licht auf sie trifft, je stärker also die Randstrahlen abgeblendet werden. Bei der kleinen Mikroskopoptik aber werden die Bilder der zu betrachtenden winzigen Gegenstände von einer gewissen Blendenöffnung an mit wachsender Abblendung durch Beugungsercheinungen unscharf. Nachdem Abbe zu dieser Erkenntnis gekommen war, fand er auch die Lösung des Problems in vollkommener Weise. Es ist kennzeichnend für die edle Bescheidenheit dieses Gelehrten, daß er seine Beugungstheorie der mikroskopischen Abbildung, die einen bedeutenden Fortschritt der Wissenschaft darstellte, in dem Eifer, nun auch ihre praktische Auswirkung zu erproben, beinahe für sich behalten hätte. Diese wichtigen Erkenntnisse, die 1870 von Abbe gewonnen wurden, fanden erst 1891 auf der Naturforscherversammlung in Halle den Weg in die wissenschaftliche Öffentlichkeit, und man war überrascht, daß diese Tatsachen schon 20 Jahre vorher gefunden worden waren.

Die nach den neuen Grundsätzen gebauten Zeißschen Mikroskope waren in ihrer Wirkung unerreicht und fanden überall schnelle Verbreitung. Die Naturwissenschaftler waren begeistert. Nach diesem Erfolge trat Abbe in die Firma Zeiß ein. Das nötige Kapital wurde ihm von Jenaer Freunden geliehen. Er hat die Summe später, als er selbst zu Wohlstand kam, nicht zurückbezahlt, sondern aus Dankbarkeit in dem

sich günstig entwickelnden Unternehmen stehen und an dem steigenden Gewinne teilnehmen lassen.

Die nächste Sorge Abbes galt nun der Vervollkommnung des Glases, dessen Mängel zu beheben, die Glashütten sich nicht die nötige Mühe gaben, da bei den geringen Anforderungen an optischem Glase in der damaligen Zeit kein genügender Gewinn zu erwarten stand. Im Jahre 1879 wurde nun Abbe mit einem westfälischen Glashüttenbesitzer, Dr. Otto Schott, bekannt, der selbst Chemiker war und aus diesem Grunde Interesse an der Vervollkommnung optischen Glases hatte. Es entwickelte sich eine stetige Zusammenarbeit, in deren Verlaufe Dr. Schott seine Glashütte nach Jena verlegte.

Die Schwierigkeiten in der Herstellung optischen Glases waren verschiedener Art. Dieses Glas muß in höherem Sinne farblos sein als das gewöhnliche Glas, es muß alle Wellenlängen des sichtbaren Lichtes gleich gut durchlassen, wenn das Bild im Mikroskop klar und natürlich erscheinen soll. Das bisher verwendete Kronglas ist immer ein wenig grünlich, während Flintglas einen gelblichen Ton hat. Dr. Schott fand nun in gewissen Borosilikaten und Barytverbindungen Schmelzen, die in bezug auf Farblosigkeit hohen Anforderungen genügten. Eine andere wichtige Forderung, die man an optisches Glas stellt, ist die Freiheit von Schlieren, die durch ungleichmäßige chemische Zusammensetzung des Glasblockes entstehen und zu Bildverzerrungen führen. Auch Spannungen im Glase, eine Folge zu schnellem Abkühlens, beeinträchtigen den Schluß und den Strahlenverlauf. 1884 trat Dr. Schott in das Zeißsche Unternehmen ein. Es wurde das Glaswerk Dr. Schott & Genossen gegründet. Nur durch eine geldliche Unterstützung des weitsehenden preußischen Unterrichtsministeriums waren die nun einsetzenden kostspieligen Untersuchungen möglich. Die neuen Jenaer Gläser hatten hervorragende Eigenschaften. Die Erzeugnisse der Zeißwerke eroberten sich immer mehr den Weltmarkt und trugen den Ruf deutscher Wissenschaft und Technik, deutscher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit in alle Welt.

Im Jahre 1888 erkrankte Carl Zeiß und starb nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben. Sein harmonisches Zusammenarbeiten mit Ernst Abbe in 20 langen Jahren wird immer ein Vorbild dafür bleiben, wie Wissenschaft und Technik, wie Theorie und Praxis, wie Arbeiter der Stirn und der Faust zum Segen des ganzen Volkes wie zum eigenen Vorteil einträchtig zusammenwirken können. Der Sohn, Dr. Roderich Zeiß, ein tüchtiger Geschäftsmann, kam infolge einer gewissen ihm eigenen Unentschlossenheit und Sprunghaftigkeit mit Abbe nicht so gut aus wie sein Vater. Nach einer gütlichen Auseinandersetzung schied er unter sehr vorteilhaften Bedingungen aus dem Geschäft aus.

Ernst Abbe war, ohne es zu wollen, zum Großindustriellen geworden. Er stand in den fünfziger Jahren. Bewaltig war die Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte. Neben seiner Lehrtätigkeit an der Universität war er verantwortlich für die wissenschaftliche, technische und verwaltungsmäßige Leitung des Werks. Auch im Glaswerk Dr. Schott & Genossen hatte er ein entscheidendes Wort mitzureden. Er arbeitete Tag und Nacht und hielt sich durch starke narkotische Mit-

tel aufrecht, ein Grund, der zum späteren Verfall und zur Zermürbung seiner körperlichen Kräfte beitrug. So fand er neben all der Arbeit noch Zeit zu tiefgründigen wissenschaftlichen Untersuchungen. Eine große Zahl von Entdeckungen und Erfindungen — ungefähr 50 an Zahl — verdanken ihm Wissenschaft und Technik. Hierher gehören wichtige Ausrüstungsstücke moderner Mikroskope, wie der Abbesche Beleuchtungsapparat, der Abbesche Zeichenapparat und Immersionsysteme. Ferner Refraktometer und Spektrometer nach Abbe, der Abbesche Komparator, der Abbesche Dickenmesser, photographische Objektive, Prismenfernrohre, Entfernungsmesser u. a.

Seine Uneigenmütigkeit zeigte sich in seiner Freigebigkeit mit Ratschlägen und Anregungen an Ärzte, Physiker und Astronomen. Er war auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Es wuchsen die Räume, es dehnte sich das Haus. Zum ursprünglichen Mikroskopbau kamen im Laufe der Jahre immer neue Fabrikationszweige, so daß heute eine Aufzählung all der Instrumente, die in den Zeißwerken gebaut werden, in diesem engen Rahmen eine Unmöglichkeit ist. Nur um einen Begriff von der Vielseitigkeit des Betriebes und seiner Bedeutung für unser kulturelles Leben zu geben, seien hier einige Erzeugnisse genannt.

Neben Mikroskopen verschiedenster Bauart und Einrichtung entstehen Ultramikroskope, Spektroskope und Polarisationsapparate. Mikromanipulatoren gestatten Operationen an lebenden und toten Präparaten unter dem Mikroskop. Zur objektiven Darstellung des im Mikroskop Beobachteten dienen Apparate zur Mikrophotographie, Mikroprojektion und Mikrokinematographie. Bekannt sind die Zeißischen Photographenapparate für Amateur- und wissenschaftliche Zwecke mit ihren hochwertigen Objektiven, die bei sphärischer und chromatischer Korrektur auch frei sind von Astigmatismus und Bildwölbung. Das Zeiß-Tessar hat sich hier unter den Objektiven die Welt erobert. Für Seereszwecke werden Ziel- und Scherenfernrohre, Richtkreise, Entfernungsmesser, Blinkgeräte, Scheinwerfer, Tripel Spiegel und Periskope gebaut. Refraktometer und Interferometer dienen wissenschaftlichen Untersuchungen in Universitäts- und industriellen Laboratorien, Krankenhäusern und Nahrungsmittelämtern. Weit entwickelt sind heute die optischen Instrumente, die das Stereoskop als Meßinstrument verwerten. Stereokomparatoren werden gebaut zur Auswertung der Photographie des Sternhimmels, eine Methode, mit der der erst vor kurzem verstorbene Leiter der Heidelberger Sternwarte, der bedeutende Astronom Max Wolf, große Erfolge erzielte. Stereoautographen gestatten das automatische Aufzeichnen von Schichtlinien in Karten. Stereoplanigraphen dienen zur Vermessung der Erde vom Flugzeug aus. Mit dem Stereospektrophotometer ist es heute endlich gelungen, die Verteilung der Helligkeit im Spektrum von Lichtquellen zu untersuchen. Das Blinkmikroskop und der Photokaleidograph sind wichtige Instrumente zur Untersuchung und Herstellung von Geldscheinen, Freimarken und Wertpapieren. — Groß ist die Zahl der im Zeißwerk entstehenden Instrumente für technische Messungen. Ich erwähne nur den Abbeschen Dickenmesser, das Tiefenmaß, Meßuhren, Meßmikroskope, Passameter und Passimeter

zur Prüfung und Messung von Außen- und Innendurchmessern, Zahnrad- und Gewindemessinstrumente. Die Worte Brillen und Lupen werfen ein Schlaglicht auf ein bedeutendes Arbeitsgebiet des Werkes und leiten hin zu einer umfangreichen Gruppe von Fabrikzeugnissen für die Hand des Arztes, besonders des Augenarztes. — Zum Schluß erwähne ich noch den Bau von Fernrohren, vom einfachen Feldstecher und Opernglas bis zu den größten Refraktoren und Spiegelteleskopen unserer Sternwarten, nicht zu vergessen die sinnreich konstruierten Planetarien.

Schon im Frieden bestand ungefähr die Hälfte aller Aufträge des Unternehmens in Seereslieferungen, im Weltkrieg arbeiteten die Zeißwerke fast ausschließlich für die optische Ausrüstung der deutschen Armee und hatten eine Belegschaft von ungefähr 10 000 Köpfen.

Ernst Abbe, der 30 Jahre lang in bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen gelebt, ja zeitweise sogar bittere Not gelitten hatte, war mit dem Emporblühen des Werkes zu einem begüterten Manne, war Millionär geworden. Nun erst zeigte sich die ganze Größe seines Charakters und seiner edlen Gesinnung. Die in seiner Jugend gewonnenen Eindrücke waren zu nachhaltig, als daß er sie hätte vergessen können. Ihm stand das kümmerliche und sorgenvolle Leben im Elternhause, das harte Los der Fabrikarbeiter der damaligen Zeit vor Augen. Jahrelang beschäftigte ihn die Frage, wie er die Verpflichtung, die ihm Reichtum und Gesinnung auferlegten, am zweckmäßigsten erfüllen könne. Wäre er aus dem gleichen Holze geschnitten gewesen, wie so viele andere aus den Niederungen des Lebens emporgehobene Günstlinge des Glückes, so hätte er wohl seine Befriedigung in der Stiftung von Wohlfahrtseinrichtungen aller Art für seine Arbeiter gefunden. Er aber wollte mehr. Nicht ein Geschenk wollte er machen, nicht Almosen geben, bei deren Annahme ein freier Mann erröten mußte. Er war von dem Gedanken durchdrungen, daß jede wirtschaftliche Arbeit dem Gemeinwohl zu dienen habe. Das Kapital war für ihn nicht Herr, sondern Diener der Arbeit. Jeder, der am Arbeitsprozeß seines Werkes beteiligt war, sollte auch nach seinem Verdienste Anteil an dem Erfolge der Bemühungen haben. Dabei dachte er nicht an die Verwirklichung marxistischer Ideen. Die hielt er für falsch, sie lagen ihm vollkommen fern. Er wollte seine Werkangehörigen mit Rechten ausstatten, als Entschädigung für die Aufgabe ihrer Selbständigkeit, für die Beschränkung ihrer freien Entwicklungsmöglichkeit, für den Verbrauch ihrer Arbeitskraft. Er wollte Maßnahmen treffen, um die vorzeitige Aufreibung der Lebenskraft im Fabrikbetriebe zu verhindern und die normale Entwicklung der Volkskraft zu fördern durch Sicherstellung eines auskömmlichen Verdienstes und durch Schaffung eines gemüthlichen Heimes.

Er war sich klar darüber, daß geistiges Schaffen nur im Verein mit der arbeitenden Faust und diese beiden nur in einem geordneten Gemeinwesen ein Unternehmen wie das seinige zur Blüte bringen konnten. Wissenschaft, Technik und staatliche Ordnung waren die Grundpfeiler seines Unternehmens. Und folgerichtig, ohne Rücksicht auf sich selbst, ging er den ihm vorgezeichneten Weg.

Zunächst stiftete er der Universität Jena zum Dank und in Erinnerung an die ihm einst geleistete Hilfe einen namhaften jährlichen Betrag zur Unterstützung bedürftiger Privatdozenten und zur Dervollkommnung ihrer wissenschaftlichen Einrichtungen. Neben diesen regelmäßigen Zuwendungen erhielt die Universität in den folgenden Jahren noch hohe, in die Millionen gehende Beträge zu besonderen Zwecken.

Zur Verwirklichung seiner Auffassung von Kapital und Arbeit tat Abbe aber einen entscheidenden Schritt. Er enteignete sich selbst und überwies mit Ausnahme einer seiner Familie zugeordneten Summe von 300 000 Mark sein ganzes Millionenvermögen und den ganzen Fabrikbetrieb einer unpersönlichen Stiftung, der er in seiner hohen Bescheidenheit nicht einmal seinen Namen gab, die er vielmehr in Erinnerung an seinen Mitarbeiter, den Gründer der Firma, „Carl-Zeiß-Stiftung“ nannte.

Das Statut dieser Stiftung arbeitete er in den nächsten Jahren selbst aus. Den Grundgedanken, der sich durch die ganzen Bestimmungen hindurchzieht, sprach er kurz vor seinem Tode einem seiner vertrauten Mitarbeiter gegenüber klar aus. Jeder Werkangehörige sollte so gestellt sein, daß er, Ernst Abbe, selbst in seiner Fabrik als Arbeiter tätig sein konnte, ohne daß sein Stolz daran Anstoß nehmen müßte. Die Menschenwürde auch des letzten seiner Arbeiter lag ihm am Herzen.

Von den Bestimmungen seiner Stiftung seien die wichtigsten angeführt:

Außerhalb der Arbeitszeit ist jeder Werkangehörige sein eigener Herr.

Eine Herabsetzung des im voraus vereinbarten Lohnes ist nicht möglich.

Der Arbeitslohn setzt sich zusammen aus einem festen Teil, einem durch persönliche Tüchtigkeit und Geschicklichkeit bedingten Mehrverdienst und einem vom Jahresertragnis abhängigen, veränderlichen Zuschlag. Für Feiertage und unumgängliche Arbeitsausfälle wird der Lohn weitergezahlt.

Jeder Werkangehörige hat Anspruch auf einen jährlichen Urlaub, währenddessen ihm die Gehühnisse weitergezahlt werden.

Es wird ein wirksamer Kündigungsschutz eingeführt. Für unverschuldetes Ausscheiden aus dem Betrieb wird eine Abgangsentchädigung gewährt. Auch wird eine Pensionseinrichtung geschaffen.

Eine Kranken- und Invalidenversicherung wird eingerichtet.

Die Arbeitszeit wurde von zwölf Stunden auf neun und im Jahre 1900 auf acht Stunden herabgesetzt.

Zum Bau von Eigenheimen werden den Werkangehörigen unverzinsliche Darlehen gewährt.

Auch der Stadt Jena, die als Gemeinwesen zur Entwicklung der Zeißwerke beigetragen hatte, gedachte Ernst Abbe. Er stiftete ein Kinderkrankenhaus und ein Kindererholungsheim, ein Volksbad und ein Volkshaus mit Lesehallen und großen Sälen, das noch heute den Mittelpunkt des geselligen Lebens in Jena bildet. So wirkte Ernst Abbe in stiller Bescheidenheit auf seinem eng begrenzten Arbeitsgebiete. All die gebrachten Opfer sah er als eine sittliche Pflicht an. Seine „Carl-Zeiß-Stiftung“ hat alle Stürme der Kriegs- und

Nachkriegszeit überdauert. Heute gewinnt seine Tat besondere Bedeutung in unserer Volksgemeinschaft. Klingen nicht vertraute Töne an unser Ohr, wenn wir ihn sagen hören:

„Es gehörte der angeborene Hochmut des Junkers oder der erworbene Dünkel des Prozen dazu, nicht sehen zu können, daß die Tausende, die in rufigem Rittel ihre tägliche Arbeit im Dienste von Unternehmern verrichten, nicht etwa Menschen einer minderwertigen Rasse, sondern Glieder desselben Volkes sind, denen nichts weiter fehlt, als daß ihre Väter nicht

reich genug waren, sie sechs oder acht Jahre auf der Schulbank zu lassen!“

\*

#### Literatur:

Felix Auerbach, Ernst Abbe, sein Leben, sein Wirken, seine Persönlichkeit.

Felix Auerbach, Das Zeißwerk und die Carl-Zeiß-Stiftung. Felix Auerbach, Ernst Abbe (Siemens-Ring-Stiftung des Deutschen Museums).

Franz Jieseler, Ernst Abbe und sein Werk.

Rudolf Mann, Ernst Abbe und die Carl-Zeiß-Stiftung.

K. Wegele

## Ein auseinanderlegbares geologisches Relief von Baden und den angrenzenden Gebieten.

(Eine neue Idee zur Methodik des heimatkundlichen Unterrichts auf geologischer Grundlage von Dr. Aug. Böhringer, Prof.)

Das auseinanderlegbare geologische Relief ist keineswegs nur die geologische Karte mit der dritten Dimension, sondern die Durchführung einer grundsätzlich neuen Idee.

Die Schichtensysteme der verschiedenen geologischen Zeiträume sind in Mächtigkeit und Ausdehnung dargestellt durch geschnitzte Holzklöße und Filzstreifen, die den Farben der geologischen Karte entsprechend koloriert sind und zur Demonstration einzeln abgenommen werden können. Es sind nicht nur die an der Oberfläche erkennbaren Formationen, sondern auch alle diejenigen, die mit Sicherheit in der Tiefe vorhanden sind, zur Darstellung gekommen. Dadurch wird mit allereinfachsten Mitteln eine Klarheit der Anschauung erzielt, wie nie zuvor durch noch so eifrige methodische Bemühungen. So gestattet das neue Relief überall den Blick in die Tiefe und liefert jedes gewünschte Profil in jeder beliebigen Himmelsrichtung. Sein Einbau in einen verschließbaren Kasten macht es besonders handlich. Nehmen wir die bunten Filzlagen, die in ihrer Gesamtheit das Deckgebirge bilden, nacheinander ab, so stoßen wir auf das als festes Relief in Holz geschnitzte Grundgebirge. Die Tiefengliederung in diese zwei großen Abteilungen hätte klarer nicht durchgeführt werden können.

Der Gneis des Grundgebirges ist in Holz ausgeführt und ist augenfällig die älteste Bildung. Er wird von allen andern Formationen entweder durchsetzt oder überlagert.

Die in das Grundgebirge von unten in ursprünglich glühend-flüssigem Zustand eingedrungenen Granitmassen sind als selbständige Gesteinskörper durch rote Holzklöße dargestellt. Mit Hilfe eines Gewindestäbchens lassen sich folgende Massivie leicht herausnehmen und wieder einsetzen:

1. das Massiv des Blauen, 2. das Alb- oder Schluchsee-Massiv, 3. das Bregtal-Massiv, 4. das

Triberger-Massiv, 5. das Nordschwarzwälder-Granitmassiv, 6. das Odenwälder-Massiv und 7. ein mächtiges Massiv in den Vogesen.

In den uralten Südwest-Nordost verlaufenden Mulden, den wichtigen Strukturlinien des Grundgebirges, lagert das durch Filz oder Holz angedeutete Karbonische und rotliegende Auffüllmaterial. Gegenüber der Saarmulde, die hier besonders in die Augen fällt, treten die übrigen parallelen, kleineren Kohlenmulden an Bedeutung zurück. Die während des Rotliegenden im Verlaufe einer lebhaften vulkanischen Tätigkeit an die Oberfläche gedrückenen Quarzporphyre und Melaphyre sind durch hellrote bzw. schwarzbraune Holzstöpsel, die teilweise ausziehbar sind, gekennzeichnet.

So wie die Natur in unermesslichen Zeiträumen die Schichtensysteme des Deckgebirges nach und nach zur Ablagerung gebracht hat, so legen auch wir in richtiger Reihenfolge die Vielfalt der bunten Filzlagen (Zechstein, Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, Lias, Dogger, Malin) dem Grundgebirge wieder auf. Da die mit dem Grundgebirge festverbundenen, ebenfalls in Holz geschnitzten Segauberge, der Kaiserstuhl und der Katzenbuckel die Filzlagen durch einen Ausschnitt durchdringen, wird eine einfache gegenseitige Befestigung erzielt und gleichzeitig die durchgreifende Lagerung dieser vulkanischen Massen demonstriert. Und durch ihre Berührung mit den benachbarten Formationen wird ihr Alter sinnfällig. Wir verfolgen jetzt mit erhöhtem Interesse den Verlauf der zwei wichtigen Hauptglieder: Grund- und Deckgebirge. Das Grundgebirge tritt im südlichen und zum Teil im nördlichen Schwarzwald und im Odenwald an die Oberfläche. Hier sind die Decken der Abtragung zum Opfer gefallen. In den benachbarten Landschaften sind sie aber, je nach deren Tiefenlage, noch mehr oder weniger erhalten. Stärkstem Angriff und intensivster Abtragung waren sie naturgemäß auf

dem hohen Schwarzwald ausgesetzt und blieben in der abgefunkenen Oberrheinischen Tiefebene und in der Bodenseesenke völlig davor geschützt. Die Kraichgaulmulde nimmt zwischen diesen beiden Extremen eine Mittelstellung ein.

Wie die Granitmassive und Porphyre, so vermögen wir leicht die ganze Oberrheinische Tiefebene aus dem Relief herauszunehmen. Wir erkennen auch bei ihr Grund- und vielgliedriges Deckgebirge, außerdem den Kaiserstuhl und durch das Quartär ragende, an die Oberfläche kommende Schollen des Jura (Tuniberg) und des Tertiärs (Büchelberg). Beim Wiedereinsetzen dieses selbständigen und auffallendsten Gebietes unsres Reliefs lassen sich unschwer die alten Verhältnisse vor dem Einbruch, die Verbindung der stehengebliebenen Forste Schwarzwald-Vogesen wiederherstellen.

Wir entdecken bei diesen Handgriffen, daß auch die Vorbergzone veranschaulicht ist.

Der Mannigfaltigkeit der geologischen Gliederung entspricht die Vielgestaltigkeit der Landschaftstypen. So wie wir die Relieflandschaft analysieren können, vermögen wir ihre Synthese, ihr Werden im Laufe der geologischen Zeiträume zu überschauen. Die Forste Schwarzwald-Vogesen, Odenwald und Pfälzer Wald sind im Gesamtbild beherrschende Pfeiler. In Anlehnung daran gehen die anderen Landschaften ineinander über, so die Kraichgaulmulde, das Stufenland der Baar, das Neckarhügelland und das Bauland; daran anschließend die Hochfläche der Rauhen Alb, Randen-Klettgau mit langsamem Übergang in die Hegau-Bodenseesenke. In dieser Vielheit der Landschaftsformen ist die Oberrheinische Tiefebene zweifellos das beherrschendste geographische Element. Für jede Landschaft liegt die geologische Entwicklung klar vor Augen. Aus der ursprünglich vorhandenen Einheit ist nach und nach durch zahlreiche geologische Umwälzungen eine reizvolle Mannigfaltigkeit geworden.

Die Verwendung des Reliefs im Unterricht ist so vielseitig, daß in Zukunft wohl kein Lehrer, der es zu lesen und auszudeuten versteht, darauf verzichten kann. Die Vorteile aus der Einfachheit und Anschaulichkeit der neuartigen Darstellung sind mehr als bloßer Zeitgewinn oder erleichterte Arbeit bei der Einführung

und Erläuterung neuer Begriffe. Sie liegen in der Gewißheit, klare, zweifelsfreie Vorstellungen erzeugt und aus vielen Einzeltatsachen eine unerläßliche Zusammenschau erzielt zu haben.

Mit Hilfe dieses einzigartigen Reliefs gestaltet sich die Vorbereitung und Auswertung geologischer und geographischer Exkursionen besonders einfach. Ferner gestattet uns das herrliche Gesamtbild die Ergebnisse aller möglichen Beobachtungen in geologisch und geographisch grundverschiedenen Gegenden in klarem Zusammenhang zu bringen und zu verstehen. Alles ist deutlich und sinnfällig. Man sieht, was Stufenland, Mulde oder Senke, Hochfläche, was Vorberge, Schollenland, Tiefebene, Niederung und Hügel land sind, und das geht die Geographie an. Und dem geologischen Unterricht wird die Einführung der Begriffe der Abtragung, Ablagerung, Schichten, Formationen, Facies, Abtragungsreste, des Vulkanismus, der Faltung, von Graben, Forst, Verwerfung, Flexur, Mulde, Sattel, Scholle, Massiv, Abtragungsfläche und anderen wesentlich erleichtert.

Über die Reliefdarstellung hinaus gewinnen wir das Verständnis für das Idealprofil der zeitlichen Einteilung unserer Erdgeschichte und der dazu notwendigen Bestimmung des relativen Alters aller Schichten.

Mannigfach sind die Beziehungen, die vom geologischen Bau über das geographische Bild zu uns selber, zum Menschen führen. Verlauf und Lagerung der Schichten bestimmen die Flußrichtungen, ihre Wasserdurchlässigkeit, das gesetzmäßige Auftreten von Quellen und ihre Gärten bedingen die Oberflächenformen. Von den wechselnden geologischen Schichten sind die im Material verschiedenen Böden abhängig, die ihrerseits den Verlauf der Siedlungsgebiete und die Volksdichte gesetzmäßig bestimmen. Auch das Klima ist in gewisser Abhängigkeit von den topographischen Verhältnissen, die wir im Relief erschauen. Der siedelnde Mensch steht unter dem Einfluß des Klimas und hat sich mit dem Boden abzufinden. Durch diese Zusammenhänge kommt dem Relief erhöhter Wert und Bedeutung zu.

Dem Relief liegt eine umfassende Erläuterung bei, die uns durch übersichtliche Gliederung und klare Schilderung Aufschluß über alle notwendigen Einzelheiten gibt.

A. G ö h r i n g e r

## Ein Vorschlag für eine einheitliche heimatliche Gesteinsammlung für die verschiedensten Schultypen.

Die Art und Lagerung der Gesteinsmassen haben den ersten Anteil an der Gestaltung unserer Heimat. Die Landschaftsformen sind eindeutig und ebenso scharf bestimmt durch die geordneten Gesteinstypen wie etwa ein menschliches Bauwerk. In beiden Fällen kann man von einer bestimmten Architektur oder von einem Stil sprechen.

Alles — auch das Gestein — zerfällt im Laufe der Zeit durch die äußeren Kräfte der Natur, die physikalischer und chemischer Natur sind. Um die Gesteinsmassen legt sich als Verwitterungsprodukt der Rohboden, der in anderer Form alle Bestandteile des Muttergesteins enthält. Die Pflanzenwelt ist nun von diesem Boden abhängig und paßt sich ihm an.

Sind die Gesteinsmassen der Heimat mannigfaltig, dann sind es auch im allgemeinen die Böden und damit auch die Pflanzengenossenschaften. Das Niederschlagswasser kann in manchen Böden rasch, in anderen gar nicht versickern, manche vermögen Wasser zu binden, andere leiten sie in geringer oder größerer Tiefe weiter. Der Stoff „Wasser“ ist nun ebenso wie Boden ein wesentliches Lebenselement für die Pflanzenwelt, und daher ist die größere oder geringere Trockenheit desselben Bodens entscheidend für die Massen und Art der Pflanzen.

Der Mensch hat nun seit Jahrtausenden sowohl die Pflanzenwelt als auch den Boden in Kultur genommen. Er züchtet die Pflanzen nach den Gesetzen der Vererbung, pflügt und düngt den Boden. Wo also für die Kultur passender Boden mit dem nötigen Wasser vorliegt, finden sich größere Menschenansammlungen in Form von Siedlungen; wo dagegen die geeignete chemische Natur, die physikalische Auflockerung und genügendes Wasser fehlen, breiten sich Weide- oder höchstens Waldflächen aus. Der Mensch benannte eine große Zahl seiner Kulturgebiete und Siedlungen nach den Eigenschaften der Landschaftsformen, besonders des Bodens und damit des Gesteins; Flur- und Gewannamenforschungen erhalten somit eine wertvolle Förderung durch die geologische Forschung.

Eine geologische Karte und noch viel mehr ein geologisches Relief sind jedenfalls die besten Unterlagen für die Beurteilung der Art und Güte der Böden, für die Verbreitung des Grundwassers und damit auch für die Besiedlungsdichte. Das Gestein mit dem Klima, das der Wasserlieferant sein muß, diktiert indirekt die Lebensbedingungen des Menschen. Der Kampf mit diesen Mächten prägt Geist, Seele und Körper des verwurzelten Menschen; die verschiedenen Stämme in Deutschland entsprechen der Vielgestaltigkeit und der Mannigfaltigkeit der geologisch-geographisch scharf umrissenen Landschaftsformen.

Eine Ergänzung zu den Erläuterungen des Reliefs soll noch folgender Vorschlag für eine einheitliche Gesteinsammlung an Volksschulen, Fachschulen und für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen darstellen.

#### Die Lehrsammlung.

Man findet in den verschiedenen Schultypen oft die mannigfaltigsten Gesteinsarten in der Sammlung. Die einzelnen Stücke variieren zu sehr in allen Größenordnungen, es fehlen häufig die sehr wichtigen Etiketten über den Fundort, und man vermißt in der Regel gerade das Material, das für die Heimatlandschaft besonders wesentlich ist. Dagegen sieht man häufig Mineralien, Gesteine und Versteinerungen der entferntesten Gegenden, die ganz bestimmte Reisen des sammelnden Lehrers verraten. Diese Stücke sind in der Regel für Unterrichtszwecke in der Unterstufe so gut wie wertlos. In erster Linie soll eine heimatische Sammlung möglichst alle jene Typen umfassen, die unsere Landschaft aufbauen und deren Zerfallsprodukte, die Böden, für unsere Bodenwirtschaft maßgebend sind. Grundsätzlich soll neben dem

gefunden Gestein das angewitterte Stadium und vor allem der Kohboden liegen. Dann soll das ganze Material, übersichtlich und gut etikettiert, in wenigen erreichbaren Schubladen oder auf Tragbrettern lagern, die in die Klasse getragen werden können. In der Pflanzenkunde hat man z. B. Gelegenheit, jedem Schüler eine Pflanze in die Hand zu geben. Der Erfolg wird erfahrungsgemäß ungleich größer sein, als wenn man nur eine oder zwei Pflanzen in der Ferne vorzeigt oder in der Klasse herumreichet. Warum wird diese Methode im allgemeinen mit den Gesteinen nicht eingehalten? Ich empfehle zu jedem schönen Handstück noch etwa zwanzig Splitter desselben Materials für die Hand des Schülers; nur dann ist möglich, die oft schwierige Struktur des Gesteins wirklich zu erfassen.

In den höheren Schulen findet man meistens eine umfangreichere Sammlung von Mineralien, Gesteinen und Versteinerungen, weil in der Oberstufe Geologie als Fach besonders gegeben wird. Für die Unter- und Mittelstufe muß aus dieser eine Handsammlung herausgezogen werden, die für jeden Lehrer, der Erdkunde oder Biologie gibt, zur Verfügung steht. Diese kleine Sammlung muß scharf heimatlichen Charakter haben, darf nicht zu umfangreich sein und muß auch dem Lehrer angepaßt sein, der Geologie nicht als Fach hat. Geologie ist in der Unterstufe und auch in der Volksschule lediglich eine Hilfswissenschaft für die Erdkunde und Biologie: Man kann z. B. den Kraichgau meines Erachtens nur unvollständig behandeln, ohne den Löß, oder den Schwarzwald, ohne Granit und Gneis gezeigt zu haben. Die Steinbruchindustrie, die Ziegelfabrikation, die Bergwerke usw. sind wichtige Wirtschaftszweige, und es ist unbedingt notwendig, das gewonnene Material näher anzusehen. Die Gliederung der Gesteine: Man kann diese einteilen entweder nach ihrer Struktur, Entstehung und Zusammensetzung oder nach der zeitlichen Aufeinanderfolge, d. h. nach Formationen.

Beide Systeme haben ihre besonderen Vorteile; jedoch spielt dies in einer kleinen Handsammlung eine nebensächliche Rolle. In den Volksschulen, Fachschulen und den unteren Klassen der höheren Schule sind die geologischen Formationen meist nur leere Begriffe; man kann wohl mit Vorsicht nur ganz wenige Hauptformationen, wie Buntsandstein, Muschelkalk, Gneisformation, ... die eine überragende landschaftliche Bedeutung haben, als geschlossene Gesteinskörper mit den Lagerungsverhältnissen behandeln.

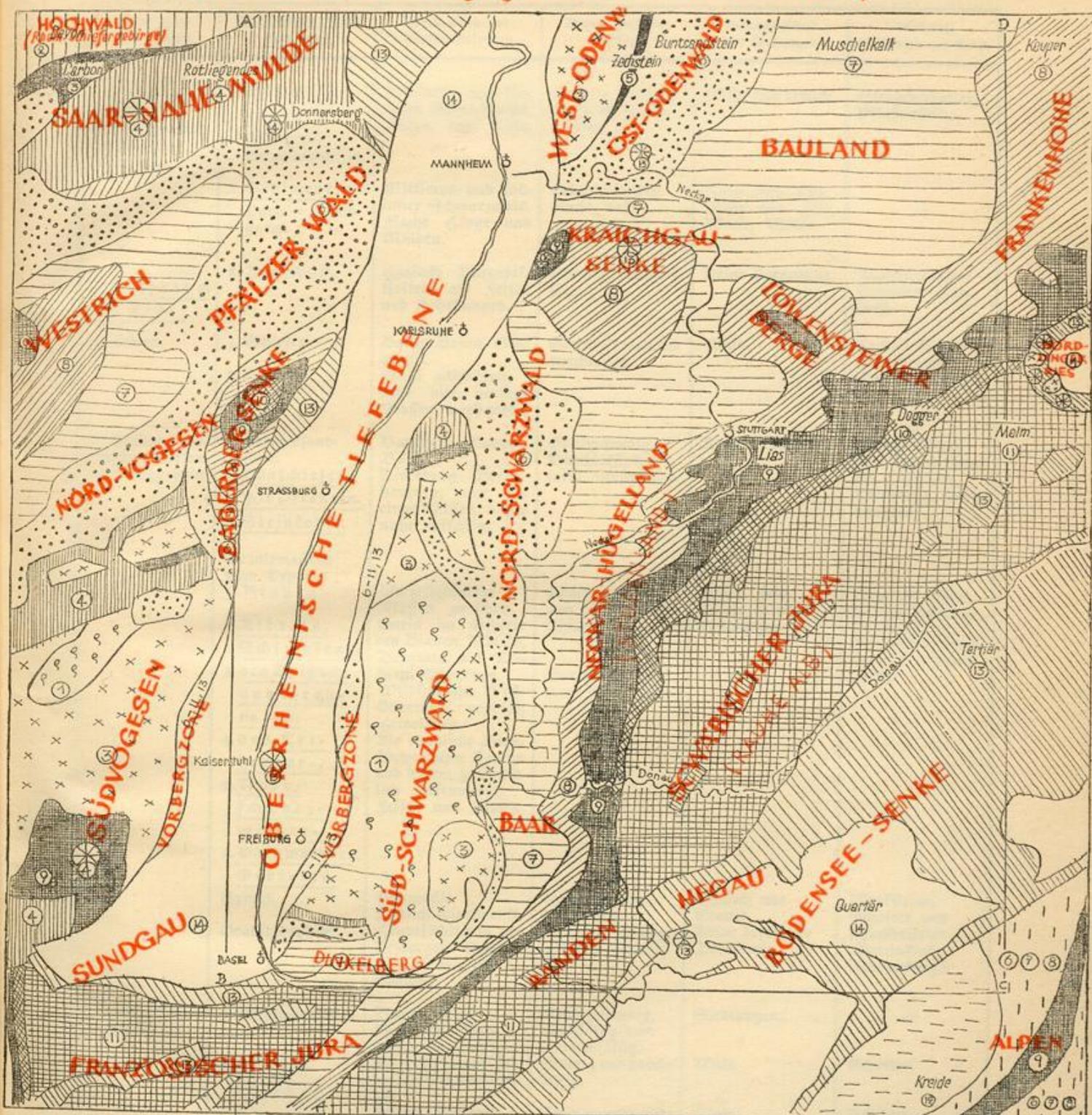
Die Gruppierung nach der Zusammensetzung zeigt verwandtschaftliche Gruppen und gibt einen raschen Überblick über die großen Gesteinsklassen. Sie sagt aber nichts von den Lagerungsverhältnissen, die in der Formationsfolge ohne weiteres gegeben sind.

Ich gebe daher im folgenden beide Übersichten in Tabellenform und bringe in besonderen Rubriken auch das Auftreten des Gesteins in der Natur als Landschaftsform, als Boden, das Verhalten zu Wasser, zum siedelnden Menschen, für den Wirtschaftler und das geographische Vorkommen. Beiliegende Skizze zum Aufsatz von Prof. Wegele über das neue geologische Relief erläutert auch unsern Text.

# GEOLOGISCHE FORMATIONEN (GEOL.GLIEDERUNG)

## LÄNDSCHAFTLICHE GLIEDERUNG

(Tektonisch-abgegrenzte Formationen)



Zeichen =

1	2	3	4	5	6	7
GNEIS	DEVON	GRANIT CARBON	ROT LIEGENDES	ZECHSTEIN	BUNTEANDSTEIN	MUSCHELKALK

Erklärung:

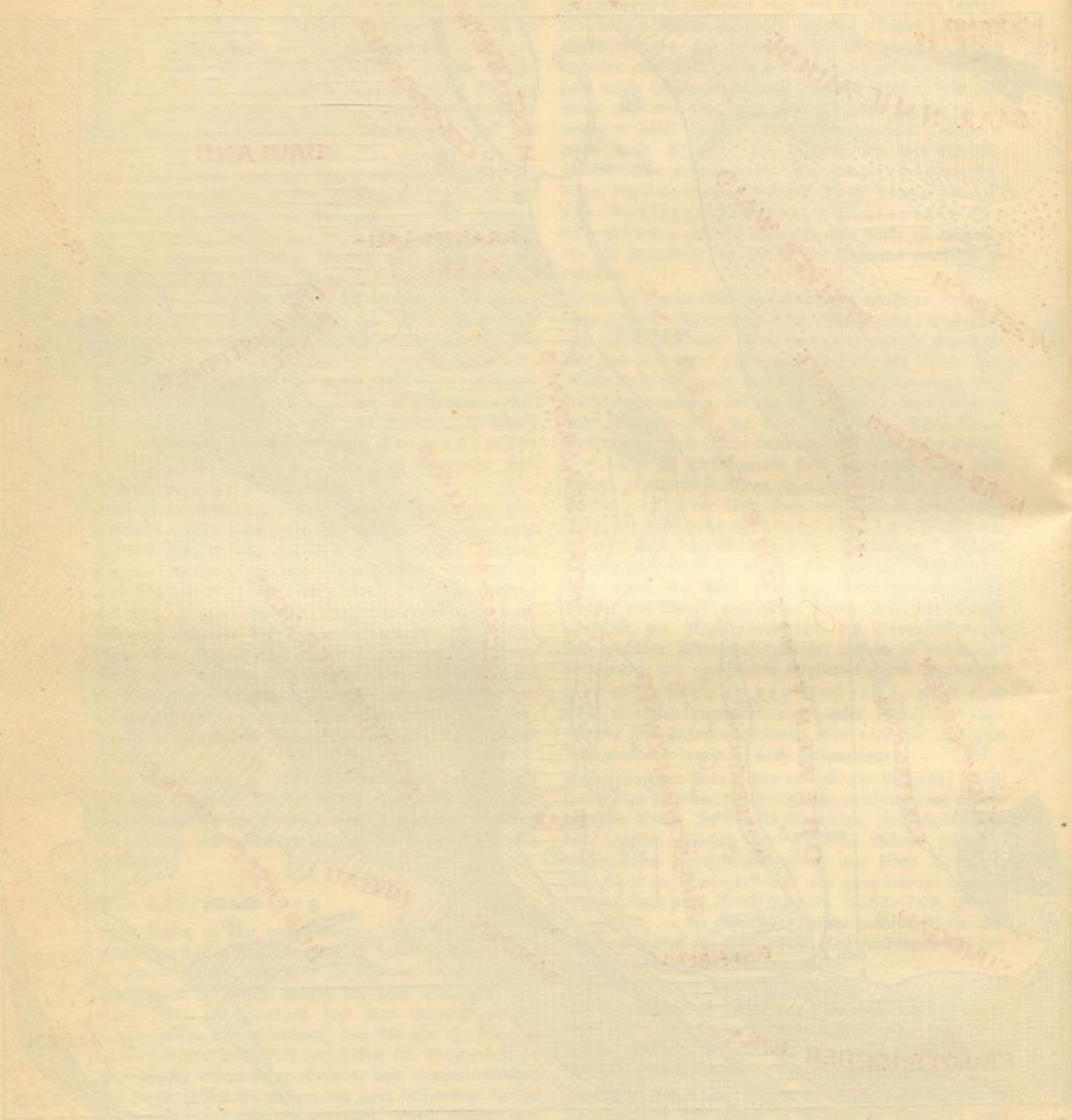
8	9	10	11	12	13	14
KEUPER	LIAS	DOGGER	MALM	KREIDE	TERTIÄR	QUARTÄR

6 7 8 ALPINE TRIAS      ABCD Umfang des kleinen Reliefbildes

- Bemerkung:
- 1) bedeutet alte Ergußgesteine (Quarzporphyr, Melaphyr);
  - 2) „ junge „ (Basalt, Phonolith);
  - 3) Sig. Südvogesen, Badener Mulde und Fortsetzung in den Nordvogesen statt = Carbon ;
  - 4) Sig. bei Saar-Nahe-Mulde bedeutet Carbon ;
  - 5) Nordvogesen: Sig. soll Devon bedeuten .

Beilage 31: „Ein auseinanderlegbares geologisches Relief von Baden und den angrenzenden Gebieten“ von R. Wegele.

GEOLOGISCHE FORMATIONEN (GEOLOG. ÜBERSICHT)  
I. UND II. A. F. T. H. O. N. E. G. L. I. E. D. E. R. U. N. G.



Geologische Karte von Baden-Württemberg  
Verlag des Geologischen Landesamtes  
Stuttgart, 1900

A) Die Ordnung der Gesteine nach dem Alter (Formationen), siehe Skizze.

(Das Unterstrichene ist das besonders Wichtige!)

Formationen (siehe Skizze)	Gesteinsarten für die Sammlung	Vorkommen und Landschaftsformen	Boden, Verhalten zu Wasser	Bodenwirtschaft und Siedlungen	Wirtschaft der Steine und Erden	
I. Urzeit der Erde: Gneisformation (kristalliner Schiefer).	1. <u>Eruptiv-</u> <u>gneis</u> = Orthogneis = Schapbachgneis.	Mittlerer und süd- licher Schwarzwald. Felsen und Riffe.	Steinig, sandig, durchlässig und trocken.	Wald und Weide,	Straßenschotter, Pflastersteine.	
	2. <u>Sediment</u> = Para = Kensch- gneis.	Mittlerer und süd- licher Schwarzwald. flache Gänge und Mulden.	Lehmig-sandig, feucht, naß.	Höhe und Ort- schaft mit Feld, Wiese, Weide.	—	
	3. <u>Amphibolit</u> .	Zaslach, Bärental; isoliert als Felsen und Erhebungen.	Steinig, durchläs- sig.	Keine Bedeutung.	Ausgezeichneter Schotter (Zas- lach).	
II. Altertum der Erde:	a) Devon.	1. <u>Schiefer</u> .	Baden-Baden, Gag- genau.	Wald.	früher Kleiner Marmorabbau. (Draisbachtal.)	
		2. <u>Marmor</u> .	Nicht auffallend, weil nur geringe Massen vorhanden.	Steinig, tonig, un- durchlässig.	Keine Bedeutung.	—
	b) Carbon: Sed- imente, Tiefen- und Ganggestein.	1. <u>Arkosand-</u> <u>stein</u> .	Varnhalt—Baden- Baden.	Grusig-sandig. Durchlässigkeit lokal verschieden.	Keine Bedeutung.	früher Abbau von Steinkohlen bei Varnhalt, Diersburg, Berg- haupten.
		2. <u>Tonschiefer</u> mit Pflanzen.	Diersburg—Berg- haupten, nur ge- ringe Massen, daher nicht auffällig.	—	—	—
		3. <u>Steinkohle</u> .	—	—	—	—
	Granitmassive vom Typ des	1. <u>Blauen</u> ,	Als selbständige Massen zwischen Gneis im Gebiete des Blauen, Alb- tals, Bregtals, bei Tri- berg, Offenburg, Wildbad und West- Odenwald, nördlich Zeidelberg.	Grusig-sandig, von wechselnder Mächtigkeit.	Wald, Feld, Wiese, Weide. Siedlungen.	Schotter (fein- körnige Typen), Pflastersteine, Randsteine, Werk- steine für Denk- mäler.
		2. <u>Albtals</u> ,	—	—	—	—
		3. <u>des Brigach-</u> <u>und Breg-</u> <u>tals</u> ,	—	—	—	—
		4. <u>des Tri-</u> <u>berger</u> ,	—	—	—	—
		5. <u>Nord-</u> <u>schwarz-</u> <u>wälder</u> .	Als runderliche Berg- kuppen ohne Kanten und Ecken; gelegent- lich Felsenmeere, Felsen und Zinnen.	Durchlässig bis zum festen Fels.	—	—
6. <u>Odenwälder-</u> <u>Gebietes</u> .		—	—	—	—	
c) Perm (Rot- liegendes).	Syenit.	Odenwald. Ähnlich wie Granit.	Grusig-sandig, durchlässig.	Ähnlich wie Granit.	Werksteine, Schotter und Pflastersteine. (Bernecktal, Schramberg.)	
	Granitporphyr.	Hauptsächlich in der Triburger Gegend. Ähnlich wie der Granit.	Steinig, grusig; wie der Granit.	Keine besondere Bedeutung.	—	
	1. <u>Arkosand-</u> <u>stein</u> .	Baden-Baden— Rotenfels—Gag- genau: flache Gänge. Einzelberge und Fel- sen, Yburg, Gerolds- eck.	Sandig-lehmig, durchlässig und undurchlässig.	Siedlungen.	—	
III. Mittel- alter der Erde:	3. <u>Quarz-</u> <u>porphyr</u> .	Felsen (Battert).	Steinig und durch- lässig.	Wald.	Schotter.	
	2. <u>Breccie</u> .	—	—	Wald.	Schotter.	
	1. <u>Hauptbunt-</u> <u>sandstein</u> . (Konglomerat- stück.)	Nordschwarzwald, Ost-Odenwald, Neck- fargebiet, Stein- hänge und Plateaus.	Sandig-steinig, durchlässig.	Wald.	Schotter und Bausteine.	

Formationen (siehe Skizze)	Gesteinsarten für die Sammlung	Vorkommen und Landschaftsformen	Boden, Verhalten zu Wasser	Bodenwirtschaft und Siedlungen	Wirtschaft der Steine und Erden
	2. Oberer Bunt- sandstein.	Nord-schwarzwald, Ost-Schwarzwald, Ost-Odenwald, nie- dere Steilhänge.	Sandig, schwach tonig, durchlässig.	Wald und Feld; Siedlungen.	Werksteine.
	3. Rötmergel.	Nord- und Ost- Schwarzwald, Ost- und Südoberwald, flache Gebiete.	Lehmig, undurch- lässig.	Wiesen und Acker, Siedlungen.	—
b) Muschelkalk.	1. Oberer Muschelkalk.  Vom mittleren Muschelkalk: 2. Gips. 3. Steinsalz.	Längs des Ostrandes von Schwarzwald u. Odenwald, Kraich- gau, Steilstufe im Gelände. Flache Böschung im Bereiche der Mu- schelkalkformation.	Kalkig und schwach lehmig, durch- lässig.  Lehmig und un- durchlässig, bedeu- tender Wasser- horizont.	Wald und Weide, Ackerboden.  Wiesen u. Felder, Siedlungen.	Schotter und Bausteine.  Tongruben, Gips- brüche, Sole von Dürheim, Kap- penau.
c) Keuper.	1. Mergel.  2. Gips. 3. Sandstein.	Begleitet die Mu- schelkalkformation am Ostrande, im Ge- biete der Saar, des Kraichgaus u. Oden- walds. Flache Hügel ohne Kanten.  Als Stöcke im Mergel. Steilstufen im Be- reiche der Keuper- formation.	Lehmig und Kali- haltig, undurch- lässig.  Tonig, trocken. Sandig, durch- lässig.	Acker- und Wiesenbau, Siedlungen.  Acker und Wiesen, Siedlung. Wald.	Natürlicher Dünger.  Baugips, Wutachtal. Bausteine. Schilf- und Rhät- sandstein.
2. Der Jura. d) Lias oder schwarzer Jura.	1. Dunkler Kalk mit Fossilien. 2. Schiefer.	Schließt sich östlich an den Keuper, nie- drige Stufe.  Niedrige Stufe in- nerhalb der Lias- formation.	Kalkig-mergelig, durchlässig, un- durchlässig.  Mergelig, un- durchlässig.	Ackerbau, Sied- lungen.  Landwirtschaft, Siedlungen.	Brennkalk.  früher zur Öl- gewinnung und für Brennwecke.
e) Dogger oder brauner Jura.	Eisenooolithe.	Begleitet den Lias im Osten, Steilstufe.	Kalkig-tonig; schwach durch- lässig.	Wald und Weide. dünne Siedlungen.	Eisenerzabbau bei Gutmadingen.
f) Malm oder weißer Jura.	Malmkalk.	Bildet die Steil- stufen östlich des Dogger.	Kalkig und schwach mergelig, durchlässig.	Ackerbau, Weide und Wald, dünne Siedlungen.	Bausteine und Schotter.
IV. Neuzeit der Erde:					
3. Tertiär.	1. Kalisalz. 2. Asphaltspuren von Gesteinen 3. Basalt. 4. Phonolith.	In der Tiefe des Rheintalgrabens (Buggingen).  In der Tiefe des Rheintalgrabens u. an den Rändern.  Kaiserstuhl, Hegau, Isolierte Berge.	— — Steinig, durch- lässig. Steinig, durch- lässig.	— — —	Bergwerk von Buggingen: Dünger-salz.  Zur Zeit Bohr- versuche zwecks Abbau von Erdöl.  Schotterbrüche. Schotterbrüche.
4. Quartär. a) Diluvium.	1. Kies und Sand.	Oberste Lage des Rheintalgrabens, Ebene.	Sandig und was- serdurchlässig.	Wald, Feld, Sied- lungen.	Sand- und Kies- gruben.

Formationen (siehe Skizze)	Gesteinsarten für die Sammlung	Vorkommen und Landschaftsformen	Boden, Verhalten zu Wasser	Bodenwirtschaft und Siedlungen	Wirtschaft der Steine und Erden
	2. Blocklehm und gefrühtes Ge- schiebe.	Bodenseegebiet, wel- liges Hügel-land.	Lehmig-sandig- fiesig. Durchläs- sigkeit sehr ver- schieden.	Wald, Feld, Wiesen, <u>Sied-</u> <u>lungen</u> .	Kies- und Sand- gruben.
	3. <u>Löß</u> und <u>Lößlehm</u> .	Vorbergzone und Kraichgau, Kaiser- stuhl, Wellige Hügel.	Lehmig-sandig, durchlässig und schwach durch- lässig.	Hohe Boden- kultur, <u>Sied-</u> <u>lungen</u> .	Lehmgruben für Ziegelfabrikation.
b) Alluvium.	<u>Torf</u> .	Rheinniederung, Hochschwarzwald, flächenhaft.	Humos und un- durchlässig.	Ohne Kultur und Siedlungen.	Brennmaterial.

B) Die Ordnung der Gesteine nach ihrer Zusammen-  
setzung und Entstehung (siehe Skizze).  
Zuerst entstanden aus dem erstarrenden glühenden Gesteins-  
brei die verschiedensten Massengesteine (I); durch physi-  
kalisch-chemische Verwitterung wurden aus diesen die  
Sediment- oder Schichtgesteine (II). Teile der Gruppe I  
und II sind durch Umbildung mit Hilfe von Druck und  
Wärme Kräften bei Gebirgsbildungen in sogenannte meta-  
morphe Gesteine übergegangen (III). Hieraus ergibt sich  
eine Dreiteilung mit weiteren Unterabteilungen, die den  
Verdang und die chemische Natur noch näher bestim-  
men. Die in der Tabelle (A) genannten Gesteine erfahren  
also folgende Ordnung:

I. Massengesteine (= erstarrender Glatzfluß):

a) Granit, Syenit, in der Tiefe in mächtigen ab-  
geschlossenen Massen erstarret; Tiefengestein.

b) Granitporphyre, in der Tiefe in Gängen erstarret;  
Ganggestein.

c) Quarzporphyr, Basalt, Phonolith, an der Ober-  
fläche der Erde erstarret; Ergußgestein.

II. Sedimentgestein (= abgelagerte und daher ge-  
schichtete Gesteine):

a) Einfache Sedimente: Steinsalz, Kalisalze (Sylvit),  
Kalk, Gips, Eisenoolithe, Steinkohle, Torf.

b) Zusammengesetzte Gesteine: Schlamm-Tonschiefer,  
Mergel-Schiefer, Sand-Sandstein, Löß, Kies-  
Konglomerate, Schutt-Breccie.

III. Metamorphe Gesteine (= umgebildete Ge-  
steine von I und II):

Gneis, z. T. aus I und z. T. aus II hervorgegangen,  
daher Eruptivgneis und Sedimentgneis.  
Schiefer, Marmor.

## Hans Fr. Mundt Der Tag kommt.

Einst kommt der Tag, mein Volk, da deine Einheit  
Blau wie des Himmels Schild dich überwölbt,  
Vor deiner Glocken, deines Lächelns Reinheit  
Haß und Gewalt von deinen Grenzen weicht;

Da dir die neue Freiheit aufgeboren,  
Zu der dein Auge sich verlangend hebt,  
Da du die Ketten brachst und unverloren  
Dein Wort aufklingt, der fremden Welt zum Gruß;

Da alles, was zu dir will, deiner Jungen  
In großer Eintracht deine Freiheit sucht.  
Stark schützt dein Arm sie, stärker, Sonnenschwungen  
Aus deiner Seele unumgrenzt, ein Gott.

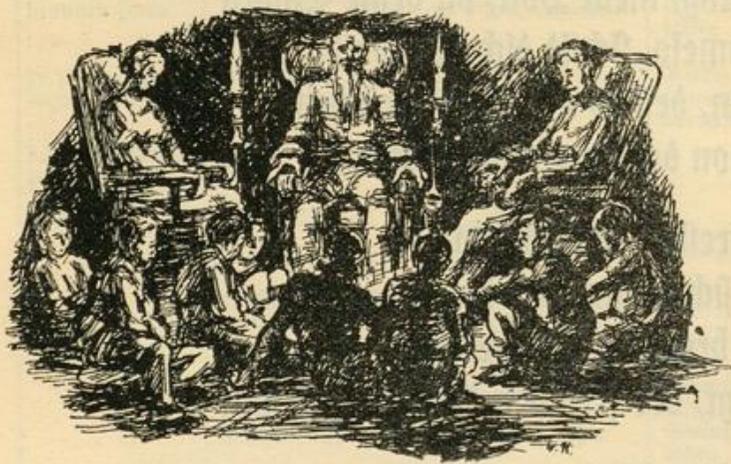
# Die Bralsburg.

Erzählung von Otto Smelin.

(Bilder von W. Zuppert, Karlsruhe.)

(2. Folge.)

Wn dem einen Ende der Halle stand jetzt der große runde Tisch, und es gab wieder ein fröhliches Essen. Als dies beendet war, gingen wir zu einer andern Ecke der Halle hinüber. Dort standen einige breite, ebenso blau bezogene Sessel. Einer davon stand etwas erhöht. Die Halle war von oben beleuchtet durch ein zerstreutes und nicht zu helles Licht. Bei dem großen Sessel standen zwei riesige, holzgeschnitzte Leuchter, die vom Boden bis in die Höhe der Seitenlehnen des Sessels reichten. Darin steckten dicke gelbliche Wachskerzen. Die Kinder kamen alle herbeigelaufen. Der Alte setzte sich in den hohen Sessel und bot mir einen danebenstehenden. Außer den Kindern kam noch das erwachsene Mädchen, das ich schon beim Mittagessen gesehen; es mochte noch nicht lange aus dem Kindesalter sein. Sie hatte glattes, blondes Haar, das in der Art eines Pagenkopfes geschnitten war. Sie war mittelgroß und trug heute abend ein Kleid aus einem sehr leichten, blumigen Sommerstoff; wenn sie ging, wehte es, weil der Rock sehr weit war, um sie, und dadurch wurde der Eindruck erweckt, als schwebte sie. Der Alte gab ihr die Hand. Er nannte sie Mai und sprach einige freundliche Worte mit ihr, daß sie lachte. Darauf gab sie auch mir ihre Hand, die bräunlich war und warm, und sagte: „Guten Tag.“ So als wenn sie jetzt erst gekommen wäre. Ich sagte ebenfalls: „Guten Tag, Mai,“ und dann setzten wir uns, jedes in einen der Sessel.



Die Kinder aber setzten sich in einem Halbrund um unsre drei Sessel. Einige legten sich, andere hockten sich auf den weichen Teppich, der den Boden bedeckte, wieder andere holten sich aus einer Ecke feste quadratische, mit demselben Stoff wie die Sessel bezogene kleine Polster, von denen es kleinere und größere gab,

und nahmen darauf Platz. Zuerst gab es ein wenig Gepuffe unter ihnen, sie drängelten und stießen einander, kniffen einander und ficherten; aber als nun der Alte um sich sah und sie mit einem lächelnden Kopfnicken oder mit einem „Nun, Hans?“ und ähnlichem ansprach, wurde es still. Nun zündete Gisela die beiden Kerzen an und Kurt drehte das Licht aus. Und nun begann etwas sehr Merkwürdiges, das ich nur schwer beschreiben kann: Es war wie eine Art Schule. Aber es war doch auch wieder anders als jede Schule, die ich je kennengelernt habe, denn es war viel mehr eine Art Unterhaltung der Kinder untereinander, die der Alte leitete und zusammenhielt. Zuerst fragte Mai, welches Lied die Kinder heute singen wollten, und viele Stimmen riefen durcheinander. Mai bestimmte nun das Lied, und die Kinder und Mai sangen es zusammen. Darauf begann der Alte damit, daß er fragte, wer von den Kindern etwas Wichtiges zu sagen habe, und nun meldete sich das Mädchen Gisela, das mich am Vormittag zu den Zühnern und zum See geführt hatte, und eröffnete ohne Scheu das Gespräch. Es beteiligten sich alle Kinder daran, aber manche sprachen wenig, andere mehr; manche wollten sich hervortun, andere wieder gewannen es, wie man merkte, schwer über sich, zu sprechen. Der Alte erzählte und erklärte, er sprach von den Römern und von Hannibal und dann wieder von den Kräften der Erde, die die Berge gebildet hatten, oder von einer Blume, die er mitgebracht hatte, und erzählte von ihren Verwandten in Südamerika. An den Gesprächen und Erzählungen beteiligten sich aber auch Mai und ich, denn ich erzählte von Scipio Africanus, was mir gerade einfiel, und Mai konnte, als auf die Blumen die Rede kam, allerlei Verse und Lieder, und Gisela holte eine Laute herbei und begleitete nach kurzen Anleitungen Mai. Kurt versuchte die zweite Stimme, aber da man merkte, daß es damit noch nicht richtig klappte, weil er einige dieser Lieder zum ersten Male hörte, beschloßen Mai, Gisela und Kurt, in den nächsten Tagen diese Stellen zu üben. Am Schluß fragte der Alte, worüber sie nun morgen abend vor allen Dingen sprechen wollten. Es kamen vielerlei verschiedene Wünsche. Dann aber beendigte er die abendlichen Gespräche damit, daß er von Kaiser Heinrich III. erzählte, wie er den Gottesfrieden am Gründonnerstage verkündet auf der Kanzel des Domes zu Konstanz, indem er allen seinen Feinden verzieh. Als dies beendet war, forderte der Alte die Kinder auf, sich ins Bett zu begeben. Sie erhoben sich lang-

sam, reichten uns allen die Hände und gingen die breite Holztreppe hinauf. Wir Erwachsenen blieben noch eine halbe Stunde zusammen sitzen und sprachen über die Eigenart der einzelnen Kinder. Dann erhob sich Mai, reichte dem Alten die Hand und nachher auch mir und sagte „Gute Nacht“.

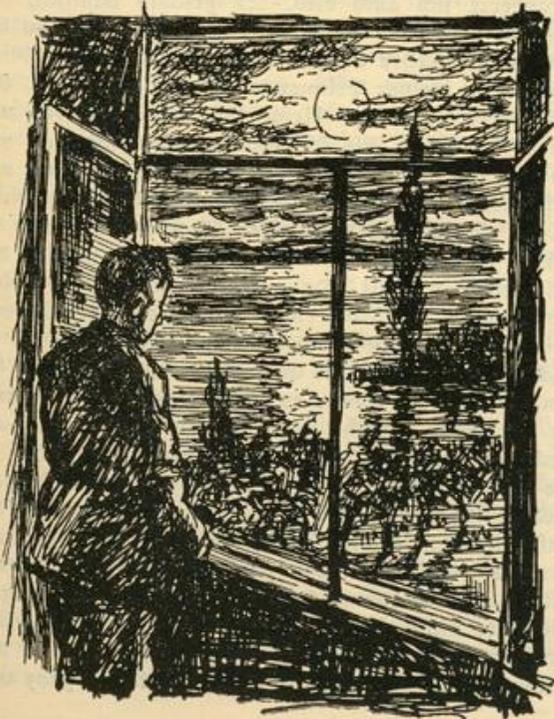
Ihr helles Kleid sah ich die Treppe hinaufschweben und im Dunkel verschwinden. Nun erhob auch ich mich, trat zu dem Alten hin und reichte ihm die Hand, indem ich sagte:

„Nun muß ich wieder fortgehen — leben Sie wohl.“  
Aber der Alte sagte:

„Nein, mein Lieber, das erlaube ich Ihnen nicht. Die Reise ist beschwerlich, und es erwartet Sie eine schwere Aufgabe, und viele Sorgen, Mühen, Leiden und Widerwärtigkeiten stehen Ihnen bevor. Sie haben es nötig sich zu kräftigen. Auch wegen Ihres Beines ist es besser. Ich habe über Sie verfügt. Sie bleiben noch einige Tage bei uns. Und wenn es Ihnen gefällt, können Sie ganz hierbleiben. Überlassen Sie es mir, mitzuteilen, daß Sie nicht mehr zurückkämen und ich Sie hierbehalten hätte.“

Während er dies sagte, spürte ich, daß mein Bein unterhalb des Knies mich schmerzte. Zugleich war ein glückliches Aufatmen in mir, und ich widersprach nicht, sondern fügte mich seinem Vorschlag, zunächst hier im Hause zu bleiben. Ich hätte gerne auch zugesagt für immer, aber irgendeine Stimme hielt mich davon ab. Ich dankte ihm und willigte für die nächsten Tage ein. „Gehen Sie zu Bett“, sagte er, „Ihr Zimmer ist bereit. Schlafen Sie wohl“.

Ich drückte ihm die Hand und stieg die breite, flache Treppe mit den niedrigen Stufen hinauf. Ich kam in den oberen Flurplatz und ging durch einen fast dunklen kurzen Gang, an dessen Ende mein Zimmer lag. Der kleine Raum war von einem wunderbaren Licht sanft erhellt. Es war der Schein des Mondes und sein Widerschein auf dem See. Das Fenster war offen.



über die blauschwarzen Gärten und Baumhöfe schaute ich auf den weiten See, über dem es wie Silber glänzte und spielte. Eine Landzunge mit Buschwerk streckte sich ins gleißende Wasser, eine Pappel stand schlank an ihrem Ende. Hinter dem See erhoben sich in der Ferne die bleichen Berge, und ihre hohen Gipfel leuchteten in einem Licht wie Topas. Über allem aber stand die Glocke des Himmels in einer atmenden Fülle. Es war, als ginge vom Mond ein unaufhörliches, weiches Strömen von Stille aus. Ich machte kein Licht und entkleidete mich langsam. Als ich im Bett lag, sah ich durch das weitgeöffnete Fenster den Himmel in seiner strömenden Fülle. Mir war einige Augenblicke, als fahre ich langsam durch den Raum, als höbe sich mein Bett und entschwäbe. Nicht nur mein Zimmer, das Haus und die Gärten, See und Berge, die ganze Erde schwebte dahin. Der Tag mit seiner heiteren Ruhe klang in mir nach. Dann legte sich eine Hand auf meine Stirn. Ich entschwand mir selbst. Einmal wurde ich in dieser Nacht halbwach: Es schien zu donnern. Einmal schlug es in nächster Nähe ein, ich wollte mich aufrichten, aber ich war zu müde, und es war im undeutlichen Gedanken an den Alten, Mai und die Kinder soviel Geborgenheit in mir, daß ich mich herumlegte und trotz des unaufhaltsam rollenden und knallenden Donners wieder einschlief.

Am Morgen erwachte ich langsam aus tiefem Schlaf. Es war ein großes Glück in mir, das alle meine Glieder füllte, zuerst ganz unbestimmt; ich könnte dieses Glücksgefühl höchstens beschreiben mit der Erinnerung an die Kindheit; aber ich hatte dabei keine bestimmte Erinnerung; bald mischten sich die Bilder des vergangenen Tages in die verschwommenen Empfindungen, und plötzlich merkte ich, daß jemand Klavier spielte. Es kam von unten aus der Halle. Die Töne waren gedämpft, aber weich und perlend und doch mit großer Bestimmtheit drangen sie zu mir, und ich lief noch eine Weile meine Augen geschlossen. Es war ein Präludium und die dazugehörige Fuge aus Bachs wohltemperiertem Klavier. Aber es geschah etwas Seltsames. Je mehr ich diese Musik erkannte als schon oft gehört, desto mehr stiegen undeutliche Erinnerungen in mir hoch. Ich bemühte mich, sie zu entwirren, ich begann nachzudenken, ich wollte mich bestimmen. Es fielen mir Stücke meines früheren Lebens ein, aber es waren abgerissene Bilder, irgend etwas Dunkles umschwebte sie, aber das konnte ich selbst nicht fassen. Es gelang mir nicht, etwas Zusammenhängendes aus meiner Vergangenheit zu schauen. Aber je mehr ich grübelte, um so schwerer stieg etwas Unbekanntes empor, so schwer, daß ich abermals in Schlaf sank und erst erwachte, als es still war im Haus. Ich hatte die Musik wieder vergessen, ich erhob mich und schaute zum Fenster hinaus. Der Himmel war wolkenlos, über dem See lagen Streifen weißlichen Dunstes, die Gärten glühten von der Sonne, Vögel flatterten. Die Luft war von einer wunderbaren prickelnden Frische. Als ich hinunterkam, stand auf der Terrasse der Frühstückstisch, Milch in enziablauen Töpfen, Eier, Butter und weißer Käse, dazu duftendes dunkles Bauernbrot. Die Kinder sprangen mir entgegen und reichten mir die Hände.

„Wir haben schon geturnt!“ riefen einige.

„O, Sie Langschläfer!“ spotteten andere.

„Gehen Sie nachher mit uns schwimmen?“ fragte Kurt. Mai kam vom Garten mit einem Kleid aus grobem blauem Leinen. Sie reichte mir die Hand und fragte, wie ich geschlafen habe. Auf ihr blondes Haar fiel die Sonne. Die Kinder setzten sich. Die älteren unter ihnen halfen den jüngeren und sorgten für sie. Zuletzt kam der Alte. Auch er gab mir die Hand und fragte nach meinem Befinden. Als wir alle saßen und angefangen hatten zu essen, fragte der Alte, ob ich durch das Klavierspiel nicht gestört worden sei. Ich sagte, es habe mich auf eine wunderbare Weise geweckt und an meine Kindheit erinnert, ich sei dann aber wieder eingeschlafen. Ich sagte aber nichts davon, daß mir dann eine dunkle Wolke aufgestanden sei, obwohl ich es jetzt deutlich wieder spürte. Der Alte sagte:

„Die Musik rührt an die tiefsten Kräfte im Menschen, und diese liegen im Schlaf oder Halbschlaf oder unmittelbar nach dem Schlaf am meisten frei. Ich habe es auch an mir selbst wie an andern beobachtet, daß sie dann ihre sphärische Wirkung am stärksten tut. Deshalb habe ich Mai gebeten, jeden Morgen eine halbe Stunde lang zu spielen. Die Kinder wissen, daß sie erst aufstehen dürfen, wenn der letzte Ton verklungen ist. Eine halbe Stunde später müssen sie auf der Wiese sein zu ihren körperlichen Übungen.“

Nach dem Frühstück gingen wir durch den Blumengarten und den Baumhof über die Wiese zu jener kleinen Bucht, wo ich schon am Tag vorher mit Gisela gewesen war, und badeten und schwammen. Der Alte sogar ging mit, und die Kinder hatten große Freude, ihn naß zu spritzen und allerlei Unfug zu treiben in dem kühlen, wundervoll klaren Wasser. Nach dem Bad gab es Unterricht für die jüngeren der Kinder, den die älteren ihnen gaben. Sie saßen in einigen kleinen Gruppen auf der Terrasse, in einer Laube, an einem Gartentisch, der im Gemüsegarten stand. Ich hörte da und dort ein wenig zu oder mischte mich auch, indem ich mich dazusetzte, ein. Später begab ich mich in die Werkstatt und arbeitete an dem Schloß. Die Sonne schien in den Raum, und draußen blühte und grünte der Garten. Ich zeichnete nach den Plänen eine Seite des großen Schlosses gewissenhaft mit Winkel, Zirkel und Lineal auf ein Brett schönen, hellgelben Holzes und begann dann mit einer Laubsäge die Front auszusägen, die einzelnen Giebel, die Fenster und ihre Säulen. Um die Fenster zu sägen, mußte ich mit dem Bohrer Löcher in die Fensterflächen bohren und die Säge durch diese Löcher führen. Es erforderte eine besondere Geschicklichkeit, die scharfen Ecken der Fenster genau und ohne Rundungen auszusägen. Bei einer dieser Ecken, wobei man das Brett drehen muß, ohne es von der Stelle zu bewegen und gleichzeitig die Säge auf- und niederbewegen muß, geschah es, daß mir die Säge unerwartet riß und mit einem Knall zersprang. Es war ein leichtes stählernes Geräusch, aber es erschreckte mich auf unbegreifliche Weise, denn es schien mir, als habe es einen langen und laut pfeifenden und zischenden Nebenklang. Ich zitterte, legte die Säge hin, schaute hinaus in die Sonne, und plötzlich mußte ich mich der Gewitter der Nacht erinnern, und plötzlich war wieder jenes dumpfe Gefühl von etwas Entsetzlichem da, und ich erhob mich und ging hinaus in die Sonne. Ich ging über die

Rieswege des Blütengartens zu jener Bank, auf der ich am Mittag zuvor gesessen hatte.

Ich weiß nicht, wie viele Tage oder gar wie viele Wochen ich in dem Hause des Alten weilte. Die Tage waren sich alle ähnlich. Musik erklang in der Frühe, die Sonne schien über die Gärten und Wiesen. Die Kinder spielten Ball auf der Wiese, ihre bräunlichen Körper tummelten sich im Wasser des Sees, dessen Perlen in der Sonne silbern blitzten. Wir ruderten hinaus. Wir sangen zusammen. Wir saßen in den Lauben und unterrichteten oder unterhielten uns oder lasen vor; wir besuchten die Glashäuser, besichtigten die Pflanzen und schrieben in Tabellen die Fortschritte auf, die sie machten. Wir wanderten zu der Bank unter der Linde, und der Alte sprach von den Kindern, von der Natur, von den Pflanzen und den Tieren, von den Steinen und der Erde, von Luft, Wasser, Licht, Wind, Farbe, von Gestirnen und Metallen, von dem Menschen und dem Blut des Menschen und von vielen einfachen und großen Dingen, und ich hörte seine Worte wie die eines sehr weisen und reifen Mannes. Wir fütterten die Tiere und beschäftigten uns mit ihnen und ihren Eigenheiten und Gewohnheiten und lernten ihre Seele kennen. Wir arbeiteten in der Werkstatt an den Modellen, und diese schritten weiter fort, und die Kinder selber hatten große Freude an diesen Fortschritten, an denen sie selbst, jedes nach seinen Kräften, mithalfen.

Aber langsam, zuerst kaum merklich und hervorgerufen von den kleinsten Anlässen, erhob sich in mir eine Unruhe. In den Nächten donnerten häufig Gewitter um mich, so wolkenlos rein die Tage waren, und es stieg in mir eine Angst auf: Was ist das? Es ist etwas Furchtbares. Ich floh vor dem Furchtbaren in den tiefen Schlaf. Einige Male nahm ich mir vor, mich dem Alten anzuvertrauen, ihn zu fragen, wenn ich mit ihm durch die Gärten ging, aber ich brachte es nicht über mich, denn in seiner Nähe verlor das Furchtbare seine Kraft, und ich konnte nichts sagen. Allmählich veränderte sich auch dies. Es geschah nämlich, daß langsam meine Vergangenheit wenigstens bis zu der Zeit wenige Jahre vorher, meine Kindheit und Jünglingszeit in meiner Erinnerung wieder auftauchte. Zuerst waren es einige kleine Abschnitte, Bilder und kleine Erlebnisse, die ich zusammenhanglos vor mir sah und als mein eigenes Erleben erkannte, nach und nach aber wurden sie in den ganzen Rahmen meines Lebens eingefügt und erhielten Namen und Daten, so daß sie eingeordnet waren in mein Leben und in das Geschehen der Welt. Davon konnte ich auch erzählen. Ich erzählte den Kindern von meiner Kindheit, von meiner Heimat und meinen Eltern und Freunden, ich erzählte gelegentlich im Gespräch auch dem Alten davon. Aber dann konnte es sich ereignen, daß ich mitten in einem Bericht, ja mitten in einem Satz abbrechen mußte, weil ich nicht weiter wußte, weil es wie ein Nebel vor mir hing. Als ich dies mehrmals wiederholte und es mir ganz deutlich wurde, überkam mich ein Grauen, und ich begann zu ahnen, daß auch hier das Furchtbare stand, das noch ohne Namen und Bild war. Ich konnte den Alten nicht danach fragen. Ich hätte nicht einmal gewußt, wie ich fragen sollte. Ich floh das, was beunruhigend hinter mir oder in mir stand. Es gab Stunden, ja Tage, wo ich es ganz ver-

gaß und ganz dem Leben, das mich umgab, hingegeben war, ohne auch nur daran zu denken, daß es etwas anderes gegeben haben könnte, oder daß es etwas anderes werde geben können. Ich zählte die Tage nicht, sie tropften hin, glänzend und hell; es mochten Wochen vergehen. Aber je länger es währte, desto häufiger und desto stärker und desto deutlicher stellte sich eine ungewisse Angst vor mich hin. Eines Tages fand ich doch ein Wort, zu dem Alten zu sprechen. Wir saßen oben auf der Bank unter der Linde, deren Laub sich inzwischen breit und behaglich ausgewachsen hatte, und schauten auf den gleißenden See und auf die fernen, im Dunst des fließenden Lichtes schimmernden Berge. Ich sagte, es sei eine große Lücke in meinem Gedächtnis, ich habe es zuerst nicht gemerkt, aber nun wisse ich es, daß es so sei. Es sei aber manchmal beunruhigend für mich, ohne daß ich recht sagen könne, warum. Der Alte hörte mich mit jenem ihm eigenen Lächeln an, nickte ein wenig, so als sei ihm alles, was ich sage, nichts Neues und so, als habe er meine Worte eines Tages erwartet und verstehe auch wohl ihre Hintergründe und so, als errate er auch meine Gedanken, auch wenn er nicht alles sage, was er wisse. Er sagte:

„Ja, es kann sein, daß Sie manchmal davon beunruhigt werden, lieber junger Freund, aber nicht wahr, es wäre zuviel vom Leben verlangt, wenn es ohne Beunruhigungen verlief. Denken Sie sich, das Leben sei eine Brücke, und Ihr jetziges Leben ist vielleicht eine Brücke in noch weiterem Wortverstande, als es auch sonst vom Leben gilt.“

Ich versank in Nachdenken, und auch der Alte schwieg eine Weile. Die Sonne flutete um mich, und indem meine Sinne es aufnahmen, liebte ich das Leben und die Erde wie nie zuvor. Auch dies schien der Alte zu spüren. Er fuhr fort: „Man kann das Schlimme, den Mißklang, oder das Böse oder wie Sie es nennen wollen, nie aus der Welt entfernen. Wer es tun zu können behauptet, der lügt. Er ist zu schwach, die Wirklichkeit zu vertragen zu können. Sehen Sie die Natur an! Sie ist nicht gut und nicht böse. Für unsere Einsicht ist sie in Einzelheiten nicht einmal immer sparsam oder sinnvoll. Wer wollte sich davor verschließen? Aber können wir sie darum weniger lieben? Zieht es uns darum weniger zu ihr? Gehören wir ihr nicht? Ist ihr Gesetz nicht auch in uns?“ Wir schwiegen, und bald standen wir auf und wanderten einen schmalen Wiesenweg nicht weit vom Ufer des blinkenden Sees hin. Das Gras stand schon hoch und seine Halme beugten sich im leichten Wind, der frisch von der Wasserfläche herüberhauchte. Hohe weiße Doldenblüten überragten das Grün, zierliche Bläulinge und Dufatenfalter flatterten über die grüngoldenen Flächen.

Erst am Abend, als Mai und die Kinder schon zu Bett gegangen waren und ich mit dem Alten noch in der weiten dunkelblauen Halle saß, die nur vom Schein der beiden riesigen Kerzen neben dem Sessel des Alten erhellt war, fragte ich, was mich bei dem Gespräch am Vormittag bewegt hatte:

„Es ist wahr, es ist schön, was Sie heute von der Natur sagten. Aber muß der Mensch nicht das Ungereimte beseitigen, das Böse bekämpfen? Er kann außer sich und in sich nicht wachsen lassen, was wächst.“

Der Alte machte eine kurze, abwehrende Bewegung mit der rechten Hand und sagte:

„Nein, gewiß nicht, gewiß nicht. Aber ich meine, er sollte nicht dem Phantom einer vollkommenen Welt oder eines vollkommenen Menschentums nachstreben. Er sollte offen sein. Warum denken, wo wir leben können? Es kann sein, daß der Sinn unseres Lebens erst in einer anderen Welt ist, jenseits der Brücke. Aber unsere Gelegenheit ist hier. Unsere Aufgabe ist die Gegenwart, unser Feld ist dieses Leben, wie es ist. Wo können wir uns beweisen als hier? Wo können wir uns bewähren als in diesem Dasein?“

Der Alte blickte vor sich hin, und, da ich nichts erwiderte, sagte er:

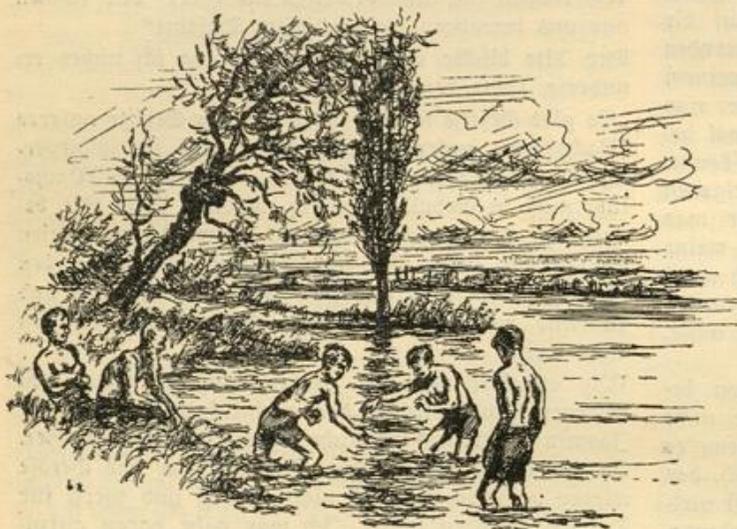
„Es gibt Gesetze in uns. Das sind die Gesetze unseres Wachstums, unsere Naturgesetze. Es ist selbstverständlich, daß wir ihnen folgen. Auch unser Wachstum muß in Geduld erwartet werden. Was Sie beunruhigt, das ist eine werdende Verwandlung. Seien Sie getrost, lassen Sie es. Kommen Sie lieber, den Sternhimmel zu betrachten. Jupiter steht groß und glänzend heute im westlichen Himmel und Saturn nicht weit.“

Wir erhoben uns und gingen langsam unter den Sternen hin zwischen den nächtlichen Blüten. Der Jasmin duftete und weißliche Nebel zogen über den See. In der Nacht nach diesem Gespräch war das Getöse wieder um mich, das ich nicht begriff und zuerst für Donner gehalten hatte. Ich war nahe daran aufzustehen, aber ich wußte plötzlich, daß dann etwas Furchtbares geschehen könne. Mein Bein schmerzte mich, aber ich dachte an die Worte des Alten und schloß wieder ein.

Es folgten nun wieder viele stille Tage. Einmal war morgens der Himmel bedeckt, und es fiel den ganzen Tag ein rieselnder, dichter Regen. Die Luft war frisch und rein. Trotz des Regens machten die Kinder ihre Übungen und Turnspiele auf der Wiese. Aber weil im Garten nicht zu arbeiten war, wurden die Unterrichtszeiten länger und gründlicher abgehalten, und wir waren länger in den Räumen der Werkstatt beschäftigt, wo das Schloß Montsalvatsch weiter gefördert wurde. Auch der folgende Tag war kühl, windig und wolfig. Dann aber folgten wieder sonnige Tage. Der Regen hatte die Gemüse, die Kartoffeln und das Roggenfeld sehr gedeihen lassen, aber auch das Unkraut zeigte sich überall, und eine große Reinigungsarbeit begann.

Eines Morgens, während die Musik ertönte und ich still in meinem Bett lag, fiel es mir ein, daß ich nicht wisse, wo ich sei. Keiner von allen hatte je ein Wort fallen lassen, aus dem ich entnehmen konnte, wo ich mich befand. Wer war der Alte? Wer waren die Kinder? Wer war Mai oder der Gärtner oder das Küchenmädchen oder Elfriede? Nie waren andere als Vornamen gesprochen worden. Wie war ich hierhergekommen? Von wo aus? Auf welche Weise? Wo war ich vorher gewesen? Ich konnte auf alle diese Fragen keine Antwort finden. Ich mußte mich wundern, daß ich bis jetzt diese Fragen noch nicht gestellt hatte. Ich verlebte aber die ersten Stunden dieses Morgens wie die der meisten anderen Tage. Ich ging mit den Kindern zum See und spielte mit ihnen im

Flären Element. Wir schwammen um die Wette, Mai, Kurt, Gisela und ein anderer Junge und ich, zu der Spitze der Landzunge, wo die schlanke, steile Pappel stand. Wir tauchten nach einem Ringe, und als wir braun in der Sonne saßen am Strand und die Luft uns umspülte, erzählte ich die Geschichte des Tauchers, und daran schlossen sich viele Fragen der Kinder, nach Sizilien und dem Mittelmeer und Skylla und Charybdis, nach der Ausrüstung moderner Taucher, der Perlfischerei und Korallengewinnung, nach Tief-



seefischen, Quallen, Tintenfischen und Polypen. Dann sprangen wir noch einmal ins Wasser und blieben da, bis die Zeit um war und jeden seine Beschäftigung rief. Ich arbeitete eine Zeit mit Kurt in der Werkstatt, später aber ging ich noch eine kurze Stunde, bevor die Mittagsglocke rufen mußte, in den Garten und setzte mich auf die Bank bei dem Apfelbaum. Während ich wie so oft über die sonnigen Beete schaute, den Buchfink fütterte und den Schmetterlingen, Bienen und Hummeln zusah, kam der Alte und setzte sich zu mir. Wir schwiegen eine Weile, aber plötzlich sagte ich, mir selbst unerwartet:

„Ich muß Sie etwas fragen.“

„Fragen Sie“, antwortete er.

„Sagen Sie mir: wo bin ich hier?“

Der Alte lächelte wieder, hob den Kopf, wendete ihn mir zu und sah mich mit dem guten und starken Blick seiner Augen an und sagte:

„Ist das wichtig?“

Ich sagte: „Es war mir nicht wichtig. Aber es ist mir eingefallen, daß ich es nicht weiß. Deshalb ist es mir wichtig geworden.“

„Wenn ich es Ihnen sagen würde“, antwortete der Alte, „würde es für Sie unbegreiflich sein.“

Ich mußte mich wundern über diese Antwort des Alten. Ich besann mich und fragte nach kurzem Bedenken:

„Aber wie bin ich hierher gekommen? Ich weiß nichts, so sehr ich auch darüber nachdenke.“

„Man soll nichts erzwingen. Sie wissen, daß ich nicht viel von den gewaltsamen Eingriffen in das Geschehen der Natur halte. Gut wird nur, was unter sorgsamer Pflege von selbst wächst.“

„Es beunruhigt mich.“

„Es wird Sie nicht mehr beunruhigen, wenn ich Ihnen sage, daß sich alles klären wird, wenn Sie Geduld haben. Haben Sie so wenig bei mir gelernt, Sie großes Kind, daß Sie nicht einmal warten können? Wir warten auch auf die Keimlinge, wir warten auf die Knospen, auf die Blüten und Früchte. Sollte es denn bei menschlichen Entwicklungen anders sein können? Wir können nur tun, was uns möglich ist, Unkraut jäten, düngen, gießen, umsetzen. Das andere geschieht, wenn seine Zeit ist.“

Ich konnte diesen Worten nichts entgegenen. Wir erhoben uns, und der Alte zeigte mir die jungen Erbsen, die von den Amseln böß zerfressen waren.

„Sehen Sie“, sagte er, „das braucht nicht zu sein. Wir haben jetzt Schnüre mit Papierschnitzeln darüber gespannt, das schreckt die frechen Vögel.“

Die Mittagsglocke läutete, und wir gingen ins Haus.

Die Tage verliefen weiter wie alle anderen Tage. Ich wartete, wie es der Alte mir empfohlen hatte, ich suchte nicht gewaltsam, und es füllte mich eine große Sicherheit. Wie hätte ich den Worten des Alten irgendeinen Widerstand entgegenzusetzen sollen. Ich sah erst später ein, wie recht der Alte hatte, daß er auf meine Fragen keine Antworten gegeben hatte. Denn nun hatte ich durch seine Worte, die mein stilles Leben begleiteten, eine Ruhe

bekommen, die alles reifen ließ. Ich bezog es auf mich, als er einige Tage später, während wir um die Mittagszeit auf der Bank bei dem abgeblühten Apfelbaume saßen, sagte: „Sehen Sie, wie er Früchte angehängt hat? Viele davon werden nicht reifen; vorzeitig werden sie von einem Wind oder von einer anderen äußeren Ursache abfallen. Die kräftigen Früchtchen aber werden sich gegen viele Unbilden behaupten. Sie werden die Säfte der Erde in sich ziehen und sie in ihrem Innern verwandeln unter der Milde der Sonne. Sie werden schwellen und sich gelb und rötlich färben und Süßigkeit und Duft in sich tragen, bis sie reif sind und von selbst fallen oder bereit sind, gepflückt zu werden.“

Nun spürte ich, in der Sonne sitzend oder durch den Garten gehend oder in der Werkstatt arbeitend oder auch abends dem Alten zuhörend, die Kräfte in mir wachsen, fühlte die Säfte aus der Erde und die himmlischen Einwirkungen.

Aber eines Tages kam es wie von selbst und zu einer Stunde, wo ich es am wenigsten erwartet hätte: Kurt arbeitete mit mir in der Werkstatt, es muß gegen Abend gewesen sein. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durchs Fenster, und im Garten leuchteten die flammenden Büsche der Quitten. Es war das Summen der Säge im Raum und der kräftige Geruch des Holzes, der so sehr mit der Erde verbindet und darum so wohl tut. Da knallte wieder einmal die Säge. Ich zuckte ein wenig. Kurt sah es und sagte:

„Ich finde, wir haben für heute genug gearbeitet. Kommen Sie, erzählen Sie mir etwas vom Krieg.“

(Fortsetzung folgt.)